

## DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Jg. 10 (April 2025)

## Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Mit seiner im Februar dieses Jahres erschienenen Dissertation über die Nachgeschichten der Außenlager des KZs Neuengamme hat Maik Ullmann Licht auf ein lange Zeit vernachlässigtes Kapitel ihrer Geschichte geworfen. Wir sprachen mit ihm über das Narrativ der vermeintlich „vergessenen Lager“ und die unterschiedlichen Formen ihrer Nachnutzung, aber auch über die verschiedenen Versuche der juristischen Aufarbeitung der dort begangenen Verbrechen. Anhand dieses Zugangs lässt sich zeigen, welchen Anteil der Umgang mit den einstigen Außenlagern am Werden der deutschen Erinnerungskultur hatte.

Wie sehr der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine auch das künstlerische Schaffen tangiert, zeigt Veronika Mehlhart in ihrem Beitrag über die von ihr kuratierte Ausstellung zu *Iryna Vorona. Im Angesicht des Krieges*, die noch bis zum 25. Mai im *Kunstmuseum Wolfsburg* zu sehen ist.

Anschließend knüpfen wir an die letzte Ausgabe der Archivzeitung an, in dem das Schicksal Marino Salvadoris, eines italienischen Militärinternierten, vorgestellt worden ist, und weiten die Perspektive auf die Geschichte der Opfergruppe in der „Stadt des KdF-Wagens“ im Allgemeinen aus. Dort hat sich die Zerrissenheit der italienischen Nation – zwischen „Kameraden der Arbeit“ und italienischen Militärinternierten – wie unter einem Brennglas gezeigt.

Gedenken und Erinnerungsarbeit sind keine Selbstläufer. Es bedarf immer wieder neuer Menschen, die sich mit den Verbrechen des NS-Regimes konfrontieren, die den Aufarbeitungsprozess fortsetzen, Erinnerungsarbeit leisten. Auch in diesem Jahr haben Schülerinnen und Schüler aus Wolfsburg nicht nur am städtischen Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust partizipiert, sondern in eigener Regie eine Gedenkveranstaltung im Gartensaal des *Schlusses Wolfsburg* organisiert. Die dort präsentierten Beiträge finden Sie auf den letzten Seiten dieser Ausgabe dokumentiert. Sie sind Zeugnis einer lebendigen Erinnerungskultur in dieser Stadt.



Abb. 1: Eine Baracke des KZ-Außenlagers Laagberg mit elektrischem Stacheldrahtzaun, April 1945; Foto: Piet Albert Wit/StadtA WOB, S 21 (6)

## Vor der Erinnerung

Nachgeschichten der Außenlager des KZ Neuengamme

MAIK ULLMANN IM GESPRÄCH MIT ALEXANDER KRAUS

**Alexander Kraus:** Anders als die Stammlager wie Neuengamme, Buchenwald oder Ravensbrück, um die schon früh, wenn auch in ganz anderen Kontexten und Konstellationen, erinnerungspolitische Diskurse entfachten, spielten die KZ-Außenlager in den Debatten um die NS-Aufarbeitung lange Zeit meist nur eine marginale Rolle. In Deiner Dissertation, die nun im *Wallstein Verlag* unter dem Titel *Vor der Erinnerung* erschienen und deren Erarbeitung großzügig vom *Lüneburgischen Landschaftsverband* finanziert worden ist, richtest Du Dein Augenmerk gerade auf die einstigen Außenlager des KZ Neuengamme und hier speziell auf deren Nachgeschichten. Was kannst Du anhand ihrer aufzeigen?

**Maik Ullmann:** In meiner Dissertation erzähle ich anhand der zweiten Geschichten der Neuengammer Außenlager die Geschichte der Aufarbeitung der NS-Verbrechen in Deutschland

von unten. Bewusst habe ich mich überwiegend mit solchen einstigen Lagerorten auseinandergesetzt, die außerhalb der norddeutschen Großstädte Bremen, Hamburg und Hannover lagen. Es ging mir darum, lokale Dynamiken in der Aufarbeitung der NS-Zeit in der Provinz, in Kleinstädten und kleinen Großstädten in den Blick zu nehmen. Während meiner Forschungsarbeit zeigte sich dann aber, dass sich die zweiten Geschichten nicht immer am historischen Ort selbst ereigneten. Mir ging es darum, Akteure abseits der großen politischen Bühnen zu Wort zu kommen lassen und sich den Jahrzehnten vor der Erinnerung anzunähern, jener Phase, als noch keine Übereinkunft darüber existierte, was unter einer deutschen Erinnerungskultur zu verstehen sei.

„Vergessene KZs“?

**Alexander Kraus:** Welche Rolle spielt in Deiner Auseinanderset-

zung mit dem Thema das in der Forschung weit verbreitete Narrativ von den „vergessenen Lagern“?

**Maik Ullmann:** Es handelt sich dabei um eine Erzählweise, die vor allem mit der wissenschaftlichen und aktivistischen Wiederentdeckung der zahlreichen Außenlager im gesamten Gebiet der Bundesrepublik zusammenhängt. In den 1980er Jahren wurden, teilweise auch schon zuvor, an den früheren NS-Unrechtsorten bundesweit Erinnerungsmale realisiert. Erstmals wurden die Geschichten der KZ-Außenlager auch in den Lokalzeitungen thematisiert und so für ein breites Publikum zugänglich. Zuvor waren die Orte praktisch unsichtbar. Es stimmt natürlich zum Teil, zu sagen, die Lager seien vergessen worden. Dies gilt jedoch nur für die Tätergesellschaft, die die NS-Verbrechen zu verdrängen suchte oder schlichtweg verschwie, die von den einstigen KZ-Außenlagern, die vor der eigenen Haus-

tür existiert hatten, nichts wissen wollte.

**Alexander Kraus:** Wirklich vergessen waren die Lager ja letztlich nie, denn die einstigen Opfer, das zeigst Du in Deinem Buch immer wieder eindrücklich auf, haben nach der Befreiung nie aufgehört, sich an den Ort oder die Orte ihrer Inhaftierung, an das erfahrene Leid zu erinnern. Sie taten dies mitunter alleine oder schlossen sich zu Opfer- und Überlebendenverbänden zusammen. In welchen Quellen ist dieses Erinnern noch vor diesen Schritten der gemeinsamen Erinnerung der Opfer zu greifen?

**Maik Ullmann:** Ich habe mit sehr unterschiedlichen Quellen gearbeitet. Sie reichen von Pri-





Abb. 2: Ein Fahrzeug aus Belgien vor einer Baracke in Sandbostel, September 1960; Foto: unbekannt/KZ-Gedenkstätte Neuengamme, F 1981-78

vatkorrespondenzen über Poesie bis hin zu Prozessaussagen. Cilli Schweiger, die das Vernichtungslager Auschwitz sowie das KZ-Außenlager Boizenburg überlebte, schrieb ab dem Jahr 1947 mehrere Briefe an ihren früheren Vorarbeiter in der Elbwerft *Thomsen & Co.* und betonte darin, die erlebten Qualen im Lager nie vergessen zu haben. Der Überlebende des KZ-Außenlagers Laagberg Maurice Gleize, der auch das „Sterbelager“ Wöbbelin überstand, beendet sein Gedicht *Das Todeslager* mit den Worten: „[a]ufgewühlt durch die Erinnerung mußte ich schreiben“. Ernst Bösch und weitere Überlebende erinnerten im Vorfeld des Prozesses gegen die Verbrechen im Außenlager Beendorf lebhaft die erlittene Gewalt gegen sie und ihre Mithäftlinge. Es sind solche schriftlich fixierten Erinnerungsakte, die zeigen, dass die Überlebenden die Lager nie vergessen haben. Das Narrativ der „vergessenen Lager“ ist demnach sehr eindimensional gedacht und lässt die Opferperspektive außen vor. Damit will ich in meiner Arbeit brechen.

**Alexander Kraus:** Wie konkret können wir uns die Nachnutzung der einstigen Lager vorstellen? Für den Laagberg wissen wir (Abb. 1), dass auch das frühere KZ-Außenlager zunächst als Durchgangslager für Displaced Persons genutzt wurde, ehe die Baracken von sogenannten Heimatvertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten als Unterkünfte be-

zogen wurden. In einer einstigen Gefangenenbaracke wurde ein evangelischer Kindergarten eingerichtet, in der ehemaligen Lagerküche eine Schulküche. Welchen Nachnutzungsformen bist Du bei Deiner Recherche noch begegnet?

**Maik Ullmann:** Besonders hervorzuheben sind die beiden Aufanglager in Sandbostel und Wöbbelin. In der Endphase des Krieges wurden sie zu Sammelstellen für das sich im Auflösungsprozess befindende KZ-System. Wöbbelin wird von Überlebenden häufig als „Sterbelager“ erinnert. Die Zustände dort waren katastrophal. Beide Lager wurden ab der frühen Nachkriegszeit durch die Alliierten in unterschiedlichen Formen nachgenutzt. Wöbbelin wurde zu einer Filmkulisse in Dokumentarfilmen. Die amerikanischen Truppen nutzten die Beerdigung zahlreicher befreiter KZ-Häftlinge dazu, Filmmaterial zur Re-Education der deutschen Bevölkerung zu produzieren. Diese sollte mit dem Leid konfrontiert werden, das sie durch ihr Schweigen und ihre Untätigkeit mitverschuldet hat.

In den Baracken des Lagers Sandbostel (Abb. 2) richteten die Briten ein *Central Internment Camp* ein. Dort waren mehrheitlich SS-Angehörige untergebracht, von denen die Alliierten dachten, sie könnten die Nachkriegsordnung gefährden. Die Lagerführung gestattete es den Internierten, eine Lagerzeitung herauszugeben, die im Zweiwöchentakt erschienen ist. Eine

faszinierende Quelle! Herauszuheben sind solche Beiträge, in denen es um das zukünftige Leben nach der Internierung in einem dann demokratischen Staat geht. Freilich wird die Demokratie nicht von allen Autoren begrüßt. Was mir darüber hinaus aufgefallen ist: Niemand schrieb über die eigene Schuld. Dabei gehörte ein Teil der Insassen mit Sicherheit den KZ-Wachmannschaften an. Überraschend war dieser Umstand dennoch nicht. Denn vermutlich musste ein Teil der Internierten noch mit einem Prozess rechnen. Die Internierten wussten schließlich genau, welcher Verbrechen sie sich schuldig gemacht hatten.

Justizielle Aufarbeitung  
der NS-Verbrechen in  
den Außenlagern des KZ  
Neuengamme

**Alexander Kraus:** Je schneller die einstigen Lagerstrukturen baulich überformt wurden, das wird bei der Lektüre Deines Buches rasch klar, desto weniger präsent waren sie in den jeweiligen Stadtgesellschaften. Mit *Vor der Erinnerung* lenkst Du den Blick aber auch auf eine andere Dimension der Auseinandersetzung mit dem in den Lagern begangenen NS-Unrecht – der gerichtlichen Aufarbeitung. Ein breites gesellschaftliches Interesse gab es an den Fällen indes nicht. Wann begann die juristische Aufarbeitung der in den Außenlagern begangenen Verbrechen? Und wie reagierte die Öffentlichkeit darauf?

**Maik Ullmann:** Die frühesten Außenlager-Prozesse fanden bereits in den späten 1940er Jahren statt. Doch erst die Anfang der 1980er Jahre begonnenen Ermittlungen gegen die im Hamburger Außenlager am Bullenhuser Damm begangenen Verbrechen wirkten wirklich ein mediales Echo. Dies hing vor allem mit der Veröffentlichung einer mehrteiligen Reportage Günther Schwarbergs im *Stern* zusammen. Einige Jahre zuvor hatte in der DDR ein Prozess gegen den Arzt Kurt Heißmeyer stattgefunden, der unmittelbar in die Verbrechen verstrickt gewesen war. In der Bundesrepublik wie auch der DDR wurde der Prozess kurioserweise jedoch kaum rezipiert. Zu jener Zeit hatte das SED-Regime das Mittel der Erinnerungspolitik längst als Waffe im Kalten Krieg etabliert. Mit der Verurteilung des Arztes rühmte sie sich seinerzeit hingegen nicht. Die NS-Verbrecher befanden sich schließlich, so die gängige Propaganda, im „feindlichen Westdeutschland“.

Die Verhandlung gegen Anton Peter Callesen, den früheren Blockführer des KZ-Außenlagers Laagberg – unter den Häftlingen nur als „Peau de vache“ („Mistkerl“) bekannt –, dem bereits wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Dänemark der Prozess gemacht worden ist, fand in der Wolfsburger Lokalpresse keinerlei Widerhall. Es ist durchaus möglich, dass die Information über die Verurteilung Callesens Wolfsburg schlichtweg nicht erreicht

hat. In Wolfsburg, einer Stadt, die symbolisch für das deutsche ‚Wirtschaftswunder‘ stand, war ohnehin bis in die späten 1960er Jahre niemand darauf erpicht, sich näher mit der nationalsozialistischen Gründungsgeschichte und den vor Ort verübten Verbrechen auseinanderzusetzen. Zwischen den Jahren 1960 und 1966 verschwanden die Lagerbaracken im Zuge eines „Barackenräumprogrammes“ aus dem Stadtbild.

**Alexander Kraus:** Mit der *Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen* in Ludwigsburg und dem *Ministerium für Staatssicherheit* in der DDR, Du hast es bereits angedeutet, treten dann noch einmal ganz andere staatliche Akteure auf, die sich der justiziellen Aufarbeitung mitunter aus ganz anderen Gründen verschrieben hatten. Darüber hinaus begann mit Hans Schwarz aber auch ein Überlebender des KZ Neuengamme umfassende eigene Nachforschungen. Welche Rolle spielten die Überlebenden und ihre Erinnerungen an das erlittene Unrecht für diese unterschiedlichen Behörden und Akteure?

**Maik Ullmann:** Der von Dir erwähnte Hans Schwarz ist für diese Geschichte eine Schlüsselfigur (Abb. 3). Als Überlebender des KZ Neuengamme wurde er erster Generalsekretär der *Amicale Internationale KZ Neuengamme* (AIN) und legte ein umfassendes Privatarchiv mit Unterlagen über das Stammlager sowie dessen Sa-



Abb. 3: Hans Schwarz im Mai 1960 auf einer Versammlung der Internationalen Lagergemeinschaft Neuengamme; Foto: unbekannt/KZ-Gedenkstätte Neuengamme, F 2025-302



Abb. 4: Gedenkfeier und Ausstellungseröffnung in Salzgitter am 11. April 1994, Foto: unbekannt/KZ-Gedenkstätte Neuengamme, F 1995-5152

telliten an. Darunter befanden sich auch Adressen ehemaliger SS-Männer. Damit wurde Hans Schwarz für die Ludwigsburger *Zentrale Stelle* zu einer bedeutsamen Informationsquelle für ihre Ermittlungen. Dies blieb auch der Stasi nicht verborgen. Sie griff jedoch zu etwas radikaleren Methoden und unterwanderte mithilfe eines inoffiziellen Mitarbeiters die AIN, um das Archiv in ihren Besitz zu bringen. Der Ge-

heimdienst erhoffte sich über die Unterlagen, die Schwarz gemeinsam mit weiteren Überlebenden zusammentragen hatte, an Informationen zu gelangen, mit denen sie die Bundesrepublik und ihre Vergangenheitspolitik diskreditieren konnte.

Doch nicht immer waren die Ermittlungen dieser Akteure erfolgreich. Für die Verbrechen im KZ-Außenlager interessierte man sich östlich des ‚Eisernen Vor-

hangs‘ kaum. Immer wieder sah sich die *Zentrale Stelle* während ihrer Ermittlungen mit enormen Herausforderungen konfrontiert. Zunächst mussten die Ermittler herausfinden, um was für eine Art von NS-Lager es sich beispielsweise auf dem Laagberg überhaupt gehandelt hatte. Dabei brachten sie es anfangs immer wieder mit dem Frauenaußenlager auf dem Gelände des Volkswagenwerkes durcheinander. Schlussendlich

kam in Deutschland nie eine Anklage gegen die Verantwortlichen des Außenlagers Laagberg zustande.

Wiederentdeckt: Die Lager, vor der Haustür

**Alexander Kraus:** Wir hatten die erstaunlich späte Wiederentdeckung der zahlreichen einstigen Außenlager durch lokale Graswurzelbewegungen – grabe, wo

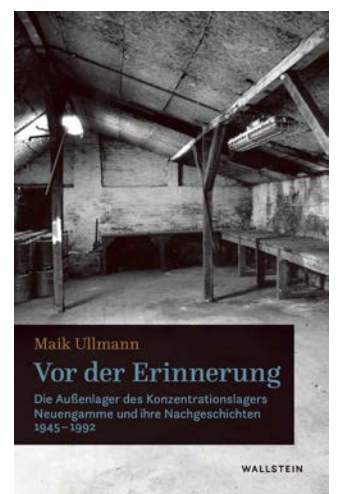
Du stehst – wie auch die Wissenschaft schon eingangs thematisiert. Aber auch hier hast Du ganz unterschiedliche Formen der Auseinandersetzung aufzeigen können.

**Maik Ullmann:** Die Gemeinde Vechelde war beispielsweise sehr früh dran und beauftragte bereits Anfang der 1980er Jahre eigens einen Historiker mit der Aufarbeitung der Geschichte des Lagers. Bemerkenswert ist, dass ein Überlebender des Lagers als Korrektiv für die Forschung agierte. Es ist dies ein Beispiel dafür, wie die einstigen Opfer an den „Orten des Terrors“ zu den wichtigsten Verbündeten der Akteure der Gedenkstättenbewegungen avancierten. Auch für Salzgitter (Abb. 4) und Husum ist dies nachweisbar. Die Überlebenden erkämpften sich seinerzeit die Deutungshoheit über ihre eigene Geschichte. Diese Form des Geschichtsaktivismus ist allerdings einzig ein bundesdeutsches Phänomen. Auf der britischen Kanalinsel Alderney, wo sich ein KZ-Außenlager mit dem Namen „Sylt“ befand, blieb solch eine Entwicklung komplett aus. Erst im Jahr 2008, ebenfalls auf Drängen eines Überlebenden, wurde dort eine Erinnerungstafel realisiert.

**Alexander Kraus:** Inwiefern kommen denn Deine Forschungsergebnisse auch dem aktuell in Planung befindlichen *Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg* zugute?

**Maik Ullmann:** Da kaum Exponate existieren, die etwas über die Geschichte des historischen Ortes während des Zweiten Weltkrieges verraten, eröffnen meine Ergebnisse die Möglichkeit, neben der Endphase des Krieges einen weiteren Schwerpunkt in der Gedenkstätte zu setzen: So kann beispielsweise auch die Geschichte des städtischen Umgangs mit dem NS-Unrechtsort in der Ausstellung zum Thema werden. Dieser Aspekt kommt in den allermeisten Gedenkstätten bislang noch zu kurz.

*Dr. Maik Ullmann hat an der TU Braunschweig Geschichte, Erziehungswissenschaft und Kultur der technisch-wissenschaftlichen Welt studiert. Zwischen 2021 und 2024 finanzierte der Lüneburgische Landschaftsverband e.V. sein Dissertationsprojekt über die Nachgeschichten der Außenlager des KZ Neuengamme; die Arbeit wurde im Juli 2024 in Braunschweig eingereicht und ist im Februar 2025 als Buch erschienen. Betreut wurde die Arbeit durch Prof. Dr. Ute Daniel und Prof. Dr. Habbo Knoch.*

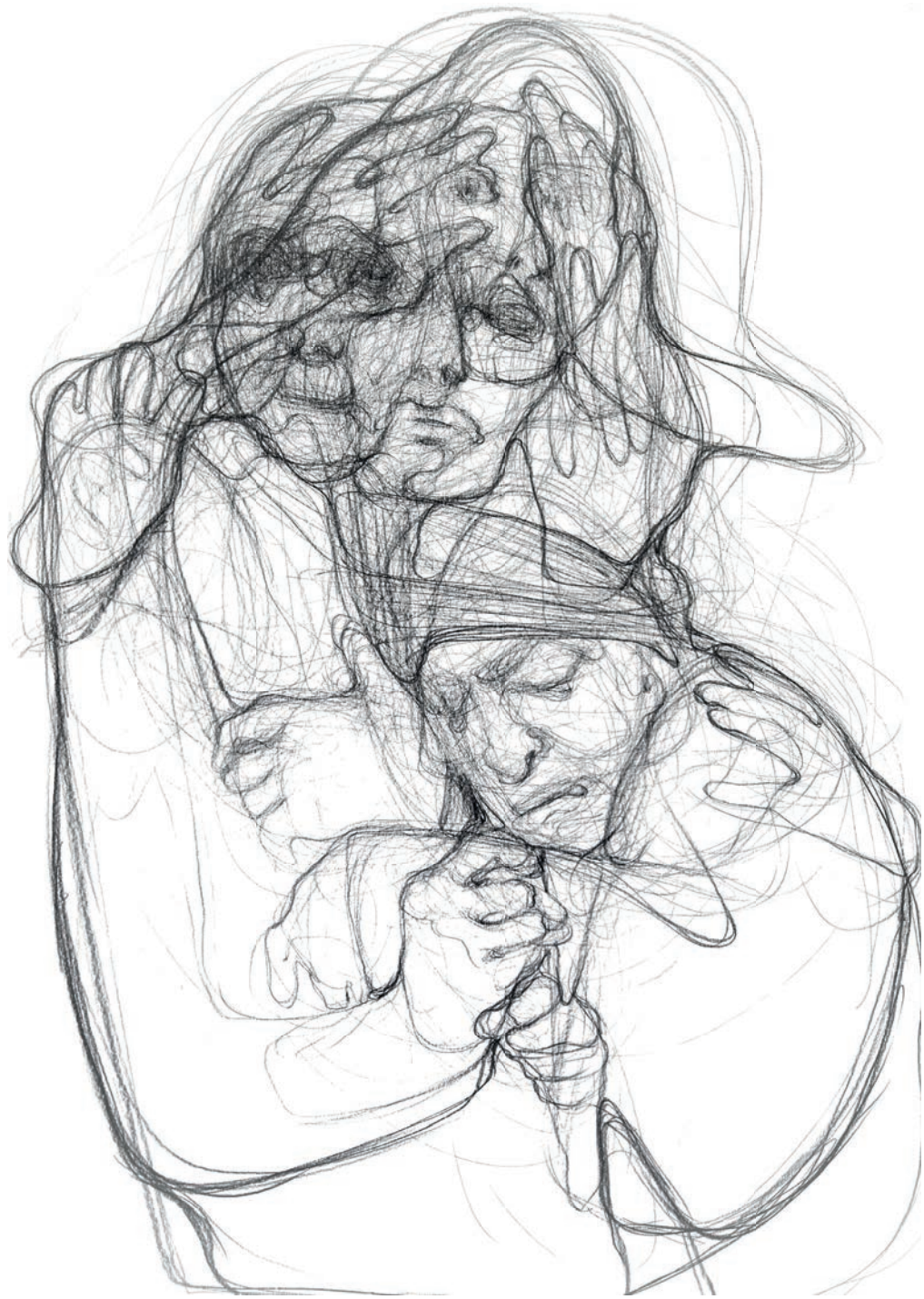


Buchcover

# Iryna Vorona

Im Angesicht des Krieges

VON VERONIKA MEHLHART



Zusammenhalt in einer Mausefalle, 2024, Zeichenkohle auf Papier, 100x70 cm



Die Einheit der Hände, 2023, Zeichenkohle auf Papier, 100x70 cm

Mit Beginn des völkerrechtswidrigen Angriffskrieges Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022 begann für die ukrainische Bevölkerung eine Zeit des Schreckens, der Gewalt und der Zerstörung, die bis heute andauert. Die jüngsten Entwicklungen, so die Gespräche zwischen den USA und Russland, die Eskalation des Treffens von US-Präsident Donald Trump, dem Vizepräsidenten James David Vance und dem ukrainischen Präsidenten Volodymyr Selenskij sowie das Aussetzen der US-Militärhilfen für die Ukraine, lassen nicht auf ein baldiges Ende des Konflikts hoffen.

Auch für die ukrainische Künstlerin Iryna Vorona markierte der 24. Februar 2022 einen schweren Einschnitt – sowohl in ihrem privaten als auch in ihrem künstlerischen Leben. Iryna Vorona, 1987 in Kyjiw geboren, studierte dort Malerei an der *Nationalen Akademie der Bildenden Künste und Architektur*. Doch mit Ausbruch des Krieges erträgt sie es nicht länger, mit Farbe zu arbeiten. Stattdessen beginnt sie, mit Kohle auf Papier zu zeichnen. Während der ersten 248 Tage des Krieges entsteht so die Serie *Kriegstagebuch: Porträtarchiv* (2022), die den Kern der Ausstellung *Iryna Vorona. Im Angesicht des Krieges* im Kunst-

*museum Wolfsburg* bildet. Tag für Tag zeichnet Iryna Vorona Mütter, Kinder und alte Menschen – ein Archiv jener Menschen, die im Krieg am wenigsten Schutz erfahren. Und sie verfasst Texte, die die Bilder einem Tagebuch gleich begleiten und von ihren Emotionen Zeugnis tragen.

Ihre teils expressiven Porträts, die so unmittelbar und intensiv die Emotionen des Krieges in sich tragen, erinnern bisweilen an die grafischen Arbeiten von Käthe Kollwitz (1867–1945), die sich ihrerseits während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder mit den Kriegen in Europa künstlerisch auseinandergesetzt hat. Nach dem Verlust ihres Sohnes, der während des Ersten Weltkrieges in der ersten Flandernschlacht gefallen ist, begann Kollwitz pazifistisch aktiv zu werden, schuf immer wieder auch Plakate für soziale Organisationen, darunter ihr ikonisches Motiv *Nie wieder Krieg* (1924). Im Jahr 1922 hielt sie in ihrem Tagebuch einen Satz fest, der bis heute nachhallt: „Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.“

2022, genau 100 Jahre später, stellte sich auch für Iryna Vorona die Frage nach der Form des Wirkens, und machte sich der

Wunsch danach bemerkbar, das Geschehen in ihrem Land künstlerisch zu verarbeiten und den Menschen und Schicksalen in der Ukraine einen Raum zu geben. Ihre künstlerischen Positionen werden so zu einem bewegenden visuellen Tagebuch, das nicht nur die Grausamkeit des Krieges zeigt, sondern auch den unerschütterlichen Überlebenswillen und die tiefe Menschlichkeit der Porträtierten. In ihrer eindrücklichen Bildsprache, in der sich oft eine Vielzahl feinsten Linien zu Gesichtern, Händen, Körpern verdichtet, hält Iryna Vorona sowohl individuelle Schicksale als auch kollektive Erfahrungen fest.

In ihrer Videoarbeit *I'm paving the way* (2022), die sich mit der Isolation in den von russischen Truppen besetzten Vororten von Kyjiw im Frühjahr 2022 beschäftigt, schildert die Künstlerin: „Der 24. Februar ist der Tag, der alles verändert hat. [...] Unser neuer Kalender und das für immer eingefrorene Jahr 2022. Jeder folgende Tag brachte neue Verluste und neues Leid. Wenn der Tag endete und ein neuer begann, bedeutete das, dass man überlebt hatte.“ So trägt jedes Porträt der Serie eine Zahl aus diesem neuen Kalender als Titel und markiert damit einen Tag des Überlebens. Ende Oktober

entsteht das letzte Bild der Serie – 248. Людина і 8 місяців війни [248. Ein Mensch und 8 Monate Krieg]. Kurz darauf bedeutet der Verlust nahestehender Menschen für Iryna Vorona das Ende ihres Kriegstagebuches: „[Ich hörte] auf, ein Tagebuch zu führen. Später wurde es fortgesetzt, aber auf eine andere Art und Weise.“ Dieser Übergang im Werk von Iryna Vorona vollzieht sich in den zwei Serien von Zeichnungen, die in der Ausstellung im *Kunstmuseum Wolfsburg* gezeigt werden.

Rund 6,9 Millionen Menschen sind heute aus der Ukraine geflohen, etwa 1,3 Millionen von ihnen leben inzwischen in Deutschland. Im Herbst 2023 floh auch Iryna Vorona nach Deutschland, ins niedersächsische Meinersen, das bis heute ihr Zuhause ist. Hier begann sie ihre Serie *FLUCHT* (*Forced to Leave Ukraine. Course of Survival. Happiness and Tears.*). Die Ambivalenz, die der Titel beinhaltet, schwankend zwischen Freude und Tränen, spielt in der Serie eine große Rolle. Ausgehend von persönlichen Erfahrungen geht es ihr darum zu zeigen, was mit der Erfahrung der Flucht auch einhergehen kann: Menschen zu begegnen, dank derer eine unbekannte Umgebung zu einem vorübergehenden Zuhause wird. So

zeigen diese Zeichnungen nicht mehr Einzelporträts, sondern mehrere Personen – Menschen, die sich umarmen, Hände, die einander halten. Iryna Vorona sagt über diese Serie: „Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, in kollektiven Porträts eine Einheit zu zeigen, in der die Schicksale der Menschen, wie ihre Hände, als Symbol der Unzerbrechlichkeit miteinander verbunden sind.“ Es sind diese Hände, die „helping hands“, die sie an so vielen Orten beobachtet oder selbst erlebt hat. Diese Momente der Hilfsbereitschaft, des Zusammenhalts und der Solidarität, die in den neueren Arbeiten zum Vorschein kommen, zeichnen letztendlich auch ein leises Bild der Hoffnung, das in dieser Zeit so dringend benötigt wird.

Veronika Mehlhart studierte Kunst – Medien – Ästhetische Bildung an der Universität Bremen und Kunstwissenschaften an der HBK Braunschweig; seit 2023 ist sie Wissenschaftliche Volontärin am Kunstmuseum Wolfsburg. Die von ihr kuratierte Ausstellung „Iryna Vorona. Im Angesicht des Krieges“ wird ebenda noch bis 25. Mai 2025 in der Lounge gezeigt und ist für alle Besucherinnen und Besucher kostenfrei zugänglich.

# „Sie werden am schlechtesten behandelt“

Das Schicksal der italienischen Militärinternierten in der „Stadt des KdF-Wagens“

VON ALEXANDER KRAUS



Abb. 1: Das Kochgeschirr Settimo Bosettis; Foto: Günter Poley/StadtA WOB, S.8/#18550

Als der ehemalige französische Zwangsarbeiter Jean Baudet sich Ende der 1990er Jahre, auch auf Anregung des Volkswagenkonzerns, daran machte, auf Basis eigener persönlicher Dokumente, Fotografien und anderer Erinnerungsstücke seine „souvenirs“ über seine Zeit im Volkswagenwerk und im damaligen Gemeinschaftslager in der „Stadt des KdF-Wagens“ zu verfassen, hatte er auch das Schicksal der italienischen Militärinternierten (IMI) mit im Blick: Seit der Kriegserklärung des Generals Pietro Badoglio an das Deutsche Reich seien die Italiener von den Deutschen als „Verräter“ betrachtet und entsprechend „am schlechtesten behandelt“ worden.<sup>1</sup> Es war ihm, der doch eigentlich seine eigene Geschichte hatte erzählen wollen, offenbar wichtig, nicht nur über sich und seine Opfergruppe zu schreiben. Die Formulierung Baudets deutet darauf hin, dass sich die rassische Hierarchisierung in der noch im Aufbau befindenden erklärten NS-Mustersiedlung am Mittellandkanal offenbar auch für selbst Betroffene wie unter einem Brennglas zeigte. Für Baudet, der im Rahmen der durch die französische Kollaborationsregierung in Vichy eingeführten erzwungenen „Service du travail obligatoire“ (STO) in die „Stadt des KdF-Wagens“ gekommen war, zeichneten sich unterschiedliche „Kategorien von Fremdarbeitern“ ab, die ihn an das indische Kastensystem erinnerten:

„Die Flamen sind die Angesehensten. Sie sprechen Deutsch und sind häufig dem ‚Dritten Reich“

wohlgesonnen. Dann kommen die anderen: Belgier, Holländer, Franzosen und Dänen. Danach die Männer und Frauen aus Polen, die ein ‚P‘ auf der Kleidung tragen. Sie gelten schon weniger. Dann kommen die Russen, meist aus der Ukraine, Männer und Frauen, Kolchosebauern. Sie tragen ein ‚OST‘ auf ihren schäbigen Kleidern, die sie von der deutschen Verwaltung bekommen. Sie sind die zahlenmäßig größte Gruppe und werden in Sonderlagern eingepfercht, die sie nicht verlassen dürfen. Sie gehen in Reihen ins Werk, bewacht von eigenen Landsleuten, die aber oft noch schrecklicher sind als der Werkschutz. Dann kommen die russischen Kriegsgefangenen, meist in ihrer ursprünglichen Uniform mit einem großen, auf den Rücken gemalten ‚KG‘. Sie sind in einem Speziallager. Und schließlich, ganz am Ende der Skala, die italienischen Kriegsgefangenen. Sie verrichten die härtesten Arbeiten und werden sehr schlecht ernährt.“<sup>2</sup>

In Baudets konziser, wenngleich nicht vollständiger Übersicht – so bleiben beispielsweise die französischen Kriegsgefangenen wie auch die unterschiedlichen männlichen wie weiblichen KZ-Häftlinge ungenannt – wird das schwere Leid, das die italienischen Militärinternierten erdulden mussten, klar benannt. Aus seinem Überblick über die Lagerhierarchie wird offenbar, wie es den italienischen Soldaten ergangen ist, die nach dem Waffenstillstand Italiens mit den Alliierten durch die Nationalsozialisten gefangengenommen, entwaffnet und nach Deutschland

deportiert worden waren. Vor die Wahl gestellt, sich auf die Seite des Deutschen Reiches zu stellen, um der Gefangenschaft zu entfliehen, lehnten dies rund drei Viertel der insgesamt 650.000 Inhaftierten ab. Seitens des nationalsozialistischen Regimes kurzerhand zu Militärinternierten erklärt, denen der Schutz der Genfer Konvention als Kriegsgefangene nicht gewährt wurde, mussten sie in der Rüstungsproduktion Zwangsarbeit leisten, was einem gravierenden Bruch des Völkerrechts gleichkam. Welche Auswirkungen dies beispielsweise für die Verpflegung der italienischen Militärinternierten hatte, geht aus einer weiteren Erinnerung Baudets hervor. Aus der kurzen, doch offenbar alltäglichen Episode lässt sich nicht nur die gegenseitige Augenzeugenschaft, sondern auch die Dimension des Elends herauslesen:

„Noch schlimmer geht es den Italienern. Wenn wir Pellkartoffeln haben, schälen wir sie. Am Ende der Mahlzeit kommen einige Italiener in zerlumpten Uniformen, trotzen den Verboten, nehmen die Schläge des Werkschutzes, der den Eingang bewacht, in Kauf, holen sich unsere Kartoffelschalen und machen sich davon, so schnell sie können.“<sup>3</sup>

Dass Baudet das Schicksal der italienischen Militärinternierten in der Rückschau so mitfühlend beschreibt, ist keineswegs als selbstverständlich anzusehen, ist es im Volkswagenwerk nach der Ankunft derselben wohl zu einzelnen Spannungen zwischen den beiden Nationen gekommen. Dies jedenfalls beschreibt Henk

’t Hoen, der damals als niederländischer Student im Arbeitseinsatz war, und die Abneigung der Franzosen auf die 1940 erfolgte Besetzung Südfrankreichs durch die Italiener zurückführt.<sup>4</sup> ’t Hoen erinnerte sich auch an die spezifische Konstellation in der „Stadt des KdF-Wagens“, die erst im Juli 1938 – und damit zwei Monate nach der mit großem Pomp inszenierten Werksgründung durch Adolf Hitler<sup>5</sup> – durch eine Verordnung des Oberpräsidenten der Provinz Hannover gegründet worden ist.<sup>6</sup> Für den Aufbau von Werk und Stadt kam kurz nach deren Gründung ein 2.400 Mann starkes Kontingent italienischer Arbeiter der *Confederazione Generale Fascista dell’Industria Italiana*, der faschistischen Schwestergesellschaft der *Deutschen Arbeitsfront*, in die „Stadt des KdF-Wagens“. Von diesen Zivilarbeitern waren im Oktober 1943 noch weit über 1.000 in der Stadt, als die ersten Transporte italienischer Militärinternierter dort eintrafen. Diese italienischen Belegschaftsmitglieder „sahen sich“, so die Historiker Hans Mommsen und Manfred Grieger, „unter dem Loyalitätsdruck des NS-Systems und der nationalsozialistischen Propaganda [...] veranlaßt, ein öffentliches Treuebekenntnis zu dem wenige Tage zuvor befreiten Duce und der von ihm gebildeten faschistischen Regierung abzulegen“.<sup>7</sup> Sie arbeiteten im Volkswagenwerk nicht selten – beispielsweise in der Endmontage – mit den neuangekommenen italienischen Militärinternierten Seite an Seite. Die Zerrissenheit der italienischen

Nation – die faschistische Italienische Sozialrepublik oder Republik von Salò auf der einen, die postfaschistische Regierung unter Pietro Badoglio auf der anderen – zeigte sich auch und besonders in der „Stadt des KdF-Wagens“.

Die insgesamt 1.441 Mann starke Gruppe war zuvor im Stalag XI B in Fallingb. untergebracht gewesen, ehe sie als Arbeitskommando 6024 in die „Stadt des KdF-Wagens“ verlegt worden ist.<sup>8</sup> Im Januar 1945 kamen schließlich noch etwas mehr als 200 italienische Offiziere aus dem Oflag 83 Wietzendorf hinzu.<sup>9</sup> Untergebracht waren die italienischen Militärinternierten in einem separaten Teil des Gemeinschaftslagers, in unmittelbarer Nachbarschaft der Bereiche für die französischen und sowjetischen Kriegsgefangenen,<sup>10</sup> die Offiziere wiederum bezogen Baracken direkt neben dem Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme auf dem Laagberg. Wolfgang Bues, ab Herbst 1943 Teil der Wachmannschaft der französischen Kriegsgefangenen im Gemeinschaftslager, berichtete am 26. Oktober 1943 in einem seiner zahlreichen Briefe, die er zwei- bis dreimal wöchentlich an seine Eltern im nahen Göttingen schrieb, dass sich im Zuge der erwarteten Ankunft von 700 Italienern die Lagerstrukturen erheblich verändert hätten, beispielsweise das „Franzosenlager“ neben das der sowjetischen Kriegsgefangenen verlegt worden sei.<sup>11</sup>

Der in seinen Briefen immer wieder als ein ganz mit der Musik- und Theaterwelt verbundener, kulturinteressierter junger Mann Anfang 20 zu erkennende Wolfgang Bues ist ein gutes Beispiel dafür, wie sehr die nationalsozialistische Propaganda ihre Wirkung offenbar in nahezu alle Gesellschaftsschichten hinein zu entfalten vermochte: Als seiner Wachmannschaft Anfang März 1944 ein kleiner Hund zugefallen kam, den er mit in die Wachstube gebracht habe, schreibt er seinen Eltern lapidar, dieser solle „höchstwahrscheinlich Badoglio heißen“<sup>12</sup> – der vermeintliche Verrat des Hundes, der seinem Herrchen entlaufen ist, wurde mit dem der Italiener gleichgesetzt. Schon zuvor hatte Bues, der sonst so sehr auf seine Sprache wertlegte, in einem Brief vom 13. Oktober 1943 die an jenem Tag erfolgte Kriegserklärung Italiens an Deutschland mit den Worten kommentiert: „Es ist nicht umsonst heute der 13.10.43 / Alles Scheisse / (entschuldigt bitte)“.<sup>13</sup>

Auch an solchen Aussagen zeigt sich der tiefe „Sturz Italiens von den Höhen einer propagandistisch gefeierten ‚Waffenbrüderschaft‘ in den Abgrund einer totalen Unterwerfung unter die NS-Gewaltherrschaft“,<sup>14</sup> wie es der einstige Leiter des Wolfsburger Stadtarchivs, Klaus-Jörg Siegfried, prägnant formuliert hat. Jener Sturz fiel auch daher so heftig aus, da die Nationalsozialisten die Situation in Italien völlig verkannten. So hieß es noch im November 1943 auf einem durch das Oberkommando der Wehrmacht verantworteten *Merkblatt für die Behandlung der italienischen Militär-Internierten*, die italienischen Soldaten seien



„Prisonniers Italiens, Les Badoglio“, Aquarelle des französischen Zwangsarbeiters Robert Piganiol, Quelle: IZS/Sammlung 21

nicht für den begangenen „Verrat“ jener „verbrecherische[n] Gruppe plutokratischer Politiker in Rom [...] verantwortlich zu machen“.<sup>15</sup> Darin heißt es weiter, ein „großer Teil der Militär-Internierten wird sich der Schmach, die Italien auf sich geladen hat, wohl bewußt sein und sich schämen. Es wäre falsch, diese Militär-Internierten mit Verachtung zu behandeln.“ Das Oberkommando der Wehrmacht rechnete fest damit, dass sich die „guten Elemente unter den Internierten die ihnen gebotene Möglichkeit zur Fortführung des Kampfes auf deutscher Seite aufgreifen“ würden. Erst als sich abzeichnete, wie wenige italienische Soldaten diese Erwartungen erfüllten, kippte die Stimmung und sie erfuhren eine gravierende Verschlechterung ihrer Lebensumstände.

Die Geschichte des italienischen Militärinternierten Settimo Bosetti vermag exemplarisch Zeugnis davon zu geben. Als Teil der *Alpini*, der Gebirgsjäger, ist er im September 1943 als einer von etwa 15.000 italienischen Soldaten in Bozen durch deutsche Truppen gefangen genommen worden und wurde von dort mit einem Teil derselben in einem versiegelten Fracht-

waggon über Hannover ins Stalag XI B Fallingbostal transportiert.<sup>16</sup> Dort angekommen – „[w]ir waren vor Hunger, Durst und Müdigkeit ganz schwach und verwirrt“ – mussten sie noch knapp 40 Minuten bis zum Stalag marschieren, wo ihnen ein alles andere als freundlicher Empfang bereit worden sei: „Aber es tat uns richtig weh, als wir von der anderen Seite des Stacheldrahts die Schreie der Franzosen, Russen, Polen usw. hörten. Sie schrien: Schweine, Faschisten, jetzt seid ihr dran!“<sup>17</sup>

Im Oktober konnte er jedoch diese „Stadt der Tränen, des Hungers, des Elends“ verlassen und wurde als einer der ersten des Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos 6024 in die „Stadt des KdF-Wagens“ verlegt. Schlechte Ernährung, bis zu 12 Stunden-Schichten Zwangsarbeit im Volkswagenwerk und quälende Appelle bestimmten sein Dasein: „In kürzester Zeit wurden wir zu einer Kolonne heruntergekommener und in Lumpen gekleideter Menschen.“ Zudem waren sie „die Sündenböcke für alle. [...] Die Kinder warfen mit Steinen nach uns und die Frauen spuckten uns an.“<sup>18</sup> Je schlechter sich der Kriegs-

verlauf für die Deutschen gestaltete, so Bosetti weiter, desto mehr stieg der Hass gegen ihn und seine Kameraden. Gesundheitlich ging es ab Frühling 1944 rapide bergab: „Die Beine schwellen uns an, die Haut wurde gelb, es fehlte sogar der Wille, nach Heilung zu suchen. [...] Die Tuberkulose begann sich auszubreiten. Jene, die nicht mehr zu brauchen waren, wurden nach Fallingbostal geschickt, wo sie das Lazarett erwartete und manchmal auch das Massengrab!“ Mehr aber noch als der Hunger habe die „Verachtung“ geschmerzt, mit der sie sich konfrontiert gesehen hätten, seien sie doch der „Abschaum der Menschheit“ gewesen. Laut seiner Erinnerung habe erst ihre hartnäckige Weigerung, in den zivilen Status überzuwechseln – in seinen Worten ein Akt des „Widerstands“ – etwas „Wertschätzung“ zurückgebracht. Dies änderte aber nichts an den Lebensumständen. Er erlebte die Ankunft ungarischer Jüdinnen und männlicher KZ-Häftlinge, mit denen sie Seite an Seite arbeiteten, ohne miteinander kommunizieren zu dürfen.

In jenen Jahren hatte sein damaliges Kochgeschirr, das ihn zuvor schon an der Westfront, nach

Frankreich, an die griechische und albanische Front begleitet hatte, eine zweite Funktion für ihn übernommen – die eines Tagebuchs, finden sich darauf doch zahlreiche Einritzungen, die neben Stimmungslagen auch die einzelnen Etappen festhalten, darunter Fallingbostal, das Kürzel für das dortige Stammlager, die Abkürzung seines Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos, sodann Hannover, Fallersleben und „Stadt des KdF-Wagens“ (Abb. 1). Seine Gefangenenummer 150.733 ist sowohl prominent zentral auf dem Deckel als auch auf dem Topf eingeritzt. Die Bedeutung dieser Nummer schildert in der Rückschau auch der einstige italienische Militärinternierte Cesare Pilesi: Ab diesem Moment seien sie nur mehr eine Nummer gewesen, „[d]er Name, so sagte man uns, zählte nicht mehr“.<sup>19</sup>

Auf der Oberseite des Kochgeschirrs ist ein durchbohrtes Herz zu erkennen, das Bosetti zufolge den Verrat Italiens an seinen Soldaten symbolisierte.<sup>20</sup> In einem Brief aus dem Jahr 2000 an Linda Moreschi, die sich intensiv mit seiner Geschichte auseinandergesetzt hat, schreibt er, sein Kochgeschirr sei ihm in der Zeit seiner Internierung so nah gewesen wie nie zuvor, es sei „Tag und Nacht mit dem Leben verbunden“ gewesen. Dies zeigen auch Einritzungen, die wie ein Dialog mit seiner Familie erscheinen, so beispielsweise „Pregate! Ritornero ...“ („Betet! Ich werde zurückkommen ...“) oder „Mamma non piangere – Prega ed attendimi!! .. 20 giungno Giornata memorabile! ..“ (Mama weine nicht – bete und warte auf mich!! .. 20. Juni ein denkwürdiger Tag! ..“). An jenem Tag im Juni 1944 – in einem späteren Erinnerungsbericht schreibt er irrtümlich vom 21. Juni – fand ein massiver Bomberangriff auf das Volkswagenwerk statt, an dem nicht weniger als 137 B-17-Bomber beteiligt gewesen sind, die etwa 223 Tonnen an Sprengbomben und weitere 83 Tonnen an Brandbomben abgeworfen haben.<sup>21</sup> „[U]m mich nicht von der SS in unsichere Schutzräume stecken zu lassen“, erinnert sich Bosetti, „versteckte ich mich auf einem der Kähne, der mit Zement beladen war. Der Kahn wurde getroffen und ich wurde leicht verletzt, und war plötzlich nackt wie bei meiner Geburt.“<sup>22</sup> Nicht alle hatten dieses Glück, verloren doch immer wieder italienische Militärinternierte während der alliierten Bombardements ihr Leben beziehungsweise, wie es in den Sterbeurkunden nüchtern heißt: „infolge Feindeinwirkung“. Andere kamen aufgrund von „Unfällen“, die nicht weiter ausgeführt wurden und folglich Interpretationsspielraum lassen, Krankheiten, „Herzschwäche“ oder einer vermeintlichen „Entkräftung“ ums Leben.

Neben der unmenschlichen Zwangsarbeit, die die Italiener leisten mussten, erfuhren sie auch immer wieder körperliche Gewalt. Der französische Zwangsarbeiter Jacques Le Franc berichtet beispielsweise von einer besonders perfiden Strafe gegen die italienischen Militärinternierten: Diese

seien „mit einem Stück Gummischlauch geschlagen [worden], das mit einem Kupfergeflecht umflochten war. Sie kriegten Prügel mit diesen Gummischläuchen für die kleinste Kleinigkeit, wenn sie nicht in der Reihe standen oder sich nicht ordentlich gerade hielten; für nichts praktisch.“<sup>23</sup> Solcherlei Behandlung erfuhr auch der bereits erwähnte Cesare Pilesi, der in der Rückschau eindringlich von den erlittenen Martern berichtet – und dabei auch die zentrale Gewissensfrage zum Thema macht:

„Diese Arbeit mit Schaufel und Hacke war beschwerlich und die Verpflegung dürftig. Recht schnell litt mein Körper darunter so sehr, daß ich (mit Hilfe einer häßlichen Diarrhoe) auf 45 Kilo abnahm. Unter diesen Bedingungen, bei dieser Arbeit und einer Kälte von 15 bis 18 Grad unter Null, würde ich in Kürze Tod sein. Ich kam in Versuchung, auf die Seite der Republik von Salò überzugehen, für die man täglich Propaganda machte. Ich spürte, wie mir die Kräfte zu schwinden begannen. Aber als ich mich anschickte, jenes Treppchen hinaufzugehen, um meinen Übertritt zu erklären, sträubte sich meine Seele, ich lief fort und schämte mich meiner Schwäche.“<sup>24</sup>

Dass sich die Notlage der italienischen Militärinternierten, auch wenn sich ihr Schicksal nach der im Juli 1944 erfolgten Überführung in den Status als Zivilarbeiter wenigstens etwas verbessert hatte, mit dem Kriegsende nicht umgehend änderte, zeigt das traurige Schicksal Marino Salvadoris,<sup>25</sup> der am 22. Juni 1945 mit einer „Militärtuberkulose“ in das Stadtkrankenhaus der zwischenzeitlich auf Druck der amerikanischen Militärbehörden in der ersten Stadtverordnetenversammlung in Wolfsburg umbenannten Stadt eingewiesen worden ist. Dort verstarb Salvadori nur eine Woche später an den Folgen seiner Erkrankung im Alter von bloß 24 Jahren. Er hatte den Krieg überlebt, nicht aber die Erkrankung.

Marino Salvadori war zuvor indes nicht in der „Stadt des KdF-Wagens“ oder im wenige Kilometer entfernten Lager für italienische Militärinternierte in Ehen in Kriegsgefangenschaft gewesen.<sup>26</sup> Es spricht vieles dafür, dass er wohl erst nach Kriegsende als Displaced Person nach Wolfsburg gelangt ist, das in der unmittelbaren Nachkriegszeit rasch zu einem Drehkreuz für DPs geworden ist. So ist auf einer überlieferten Liste, auf der Patienten des Wolfsburger „D.P. Hospitals“ aufgeführt sind, die zuvor in einem Konzentrationslager gewesen seien,<sup>27</sup> bei seinem Namen „Tangermünde“ als letztes Lager angegeben. Ein Konzentrationslager gab es dort allerdings nicht. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Salvadori in der sachsen-anhaltinischen Kleinstadt in einem der drei dortigen Arbeitskommandos des Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlagers Stalag XI A Altengrabow zum Einsatz gekommen war, von denen zwei mit Italienern besetzt waren.<sup>28</sup> In Altengrabow waren phasenweise

mehr als 15.000 italienische Militärinternierte untergebracht.

Da Marino Salvadori an Tuberkulose erkrankte, erscheint es wahrscheinlich, dass er zunächst im Reserve-Lazarett für TBC-Kranke in Tangerhütte behandelt worden ist, in das ein Großteil der an Tuberkulose erkrankten Kriegsgefangenen aus dem Stalag XI A Altengrabow eingeliefert worden ist. Von dort wurde er dann offenbar nach Wolfsburg überführt – wo er vermutlich zunächst noch im „Laagberglager“ einquartiert worden ist,<sup>29</sup> das zu diesem Zeitpunkt bereits als Displaced-Persons-Camp genutzt wurde. Nach seinem Tod im Stadtkrankenhaus wurde Marino Salvadori dann auf einem speziellen „Italienerfeld“ auf dem Waldfriedhof bestattet, in den 1950er Jahren jedoch zu einem unbekannten Zeitpunkt exhumiert und auf die *Italienische Ehrenanlage* auf dem Friedhof Öjendorf in Hamburg umgebettet. Das betreffende Feld auf dem Waldfriedhof in Wolfsburg muss daraufhin aufgelöst worden sein, jedenfalls erinnert heute vor Ort nichts mehr an die damalige Anlage – dies blieb auch aus, als 1985 ebendort die *Gedenkstätte* für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft eingerichtet worden ist.

Sehr wohl erinnert wurde in der Zwischenzeit jedoch etwas anderes, sahen sich doch die italienischen Arbeitsmigranten, die ab 1962 in großer Zahl nach Wolfsburg gekommen sind, um als „Gastarbeiter“ im Volkswagenwerk zu arbeiten, noch vielfach mit Ressentiments konfrontiert, die aus dem vermeintlichen „Verrat“ während des Zweiten Weltkrieges resultierten. So hieß es beispielsweise in einem Fragebogen vom Anfang des Jahrzehnts, der im Kontext einer soziologischen Studie erarbeitet und von mehr als 150 Wolfsburgerinnen und Wolfs-

burgern ausgefüllt worden ist, die Italiener seien Hitler „in den Rücken gefallen“, weswegen man sie „vollkommen rausschmeißen“ solle.<sup>30</sup> Auch Angelo De Mitri, der 1964 aus Apulien als „Gastarbeiter“ nach Wolfsburg gekommen ist, berichtete im Rahmen eines Oral-History-Interviews davon, damals im Werk regelmäßig „Badoglio“ genannt worden zu sein: „Das war irgendwie in der Seele, in den Köpfen der Menschen, das [war] noch nicht vergessen. Und die Italiener waren ja die, die Verräter.“<sup>31</sup>

In Wolfsburg blieb das Gedenken an das Schicksal der italienischen Militärinternierten bis in die 1980er Jahre hinein aus. Die Erinnerungsarbeit setzte erst mit den Forschungen des Wolfsburger Stadtarchivars Klaus-Jörg Siegfried ein, der in seinen Publikationen auch das Leid der italienischen Militärinternierten zum Thema machte. Durch seine akribische Forschung ist es gelungen, die Geschichte jener Opfergruppe, die doch „am schlechtesten behandelt“ worden ist, in der Erinnerungsarbeit der Kommune zu verankern und sie beispielsweise über eindruckstarke Erinnerungsstücke wie Settimo Bosettis Kochgeschirr auch zentral in der 1990 eröffneten *Dokumentation über die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft* im Wolfsburger Stadtmuseum zu platzieren.

- 1 STO à KDF, 1943–1945. Die Erinnerungen des Jean Baudet. Mit einem Beitrag von Dirk Schlunkert. Memoria rediviva – Das Selbstzeugnis eines französischen Zwangsarbeiters im Volkswagenwerk (Historische Notate, H. 4). Wolfsburg 2000, S. 28. Siehe auch StadtA WOB, H.3.10 (Bd. 5), Gesprächsaufzeichnung mit M. Jacques Le Franc vom 5. Juni 1998: „Niemand von den Ausländern wurde so hunds miserabel schlecht behandelt wie die Italiener.“ Zu den ita-

lienischen Militärinternierten in der „Stadt des KdF-Wagens“ Remo Azara, Die italienischen Militärinternierten in der Stadt des KdF-Wagens, 1943–1945. Braunschweig 2013. Grundle- gend zur Geschichte der italienischen Militärinternierten Gerhard Schreiber, Die italienischen Militärinter- nierten im deutschen Machtbereich. Verraten, verachtet, vergessen. Mün- chen 1990; Gabriele Hammermann, Zwangsarbeit für den „Verbündeten“. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943–1945. Tübingen 2002.

- 2 Ebd., S. 28.
- 3 Ebd., S. 28.
- 4 Henk 't Hoen, Zwei Jahre Volkswa- genwerk. Als niederländischer Stu- dent im ‚Arbeitseinsatz‘ im Volkswa- genwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945 (Historische Notate, H. 6). Wolfsburg 2002, S. 40.
- 5 Siehe dazu Linda Marie Conze/Alex- ander Kraus, „Abseits der großen Bühne. Die Grundsteinlegung des Volkswagenwerks durch die Linse lokaler Bildchronisten. Linda Marie Conze im Interview“, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtge- schichte, Jg. 3 (2018), Nr. 9, S. 1–3.
- 6 Günter Riederer, „Stadt des KdF-Wa- gens bei Fallersleben/Stadt Wolfsburg (1938–1972)“, in: Brage Bei der Wie- den/Henning Steinführer (Hg.), Amt und Verantwortung. Träger kommun- aler Selbstverwaltung im Wirkkreis der Braunschweigischen Landschaft. Braunschweig 2015, S. 539–554, hier S. 541f.
- 7 Hier und im Folgenden Hans Mommsen/Manfred Grieger, Das Volkswa- genwerk und seine Arbeiter im Drit- ten Reich. Düsseldorf 1996, S. 720 und 722. Siehe dazu auch Klaus-Jörg Siegfried, Das Leben der Zwangs- arbeiter im Volkswagenwerk 1939– 1945. Frankfurt am Main 1988, S. 118f.
- 8 NLA WO (Niedersächsisches Landes- archiv, Abteilung Wolfenbüttel), 127 Neu, Nr. 2744, Betr.: Kontroll-Offizie- re; Verhältnis zu den Landeschützen- Einheiten; Betreuung der Kriegsge- fangenen-Arbeitskommandos, S. 10. Dazu auch Siegfried, Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk (wie Anm. 7), S. 119.
- 9 StadtA WOB, H.3.4, Nr. 39 (Bd. 1), Erlebnisberichte italienischer Militär- internierter: Guido Mazzoni, Olindo Orlandi und Agostino Sandri.
- 10 Mommsen/Grieger, Das Volkswa- genwerk und seine Arbeiter (wie Anm. 7), S. 720f.

- 11 StadtA WOB, H.1.2, Nr. 12, Wolfgang Bues an seine Eltern, 26. Oktober 1943.
- 12 StadtA WOB, H.1.2, Nr. 12, Wolfgang Bues an seine Eltern, 7. März 1944.
- 13 StadtA WOB, H.1.2, Nr. 12, Wolfgang Bues an seine Eltern, 13. Oktober 1943.
- 14 Siegfried, Das Leben der Zwangsar- beiter im Volkswagenwerk (wie Anm. 7), S. 117f.
- 15 OKW/AWA Kriegsgef. Allg./WFSt/ WPr (IV), Merkblatt für die Behand- lung der italienischen Militär-Inter- nierten, 5. November 1943.
- 16 Linda Moreschi, Settimo Bosetti: Ein italienischer Militärinternierter im Volkswagenwerk 1943–1945. Braun- schweig 2005, S. 9.
- 17 Hier und im Folgenden StadtA WOB, H.3.10 (Bd. 5), Handschriftlicher Brief von Settimo Bosetti an Remo Azara vom 14. Juli 1998, S. 3.
- 18 Hier und im Folgenden ebd., S. 4 und 5f.
- 19 StadtA WOB, H.3.10 (Bd. 5), Die Verdamnten des Lagers „Dora“ von Cesare Pilesi, S. 1. Pilesi wurde im September 1943 von Fallingbostel in die „Stadt des KdF-Wagens“ trans- portiert, kam anschließend nach Schönebeck und wurde im Oktober 1944 ins Konzentrationslager Dora verlegt. Das italienische Original der Quelle ist erschienen als Cesare Pile- si, „I Dannati del Campo ‚Dora‘“, in: Resistenza senz’armi. Un Capitolo di Storia Italiana (1943-1945) dale Testi- monianze di Militari Toscani Interna- ti nei Lager Nazisti, A.N.E.I. 2. Aufl. Florenz 1988, S. 269–278.
- 20 Hier und im Folgenden Brief von Set- timo Bosetti an Linda Moreschi vom 12. Dezember 2000, als Übersetzung aus dem Italienischen abgedruckt in Moreschi, Settimo Bosetti (wie Anm. 16), S. 12–16, hier S. 13 und 14.
- 21 Manfred Grieger, „Target Volkswa- genwerk. Bombenkrieg und Unter- nehmenspolitik“, in: Günter Riederer (Hg.), Luftkrieg und Heimatfront. Ein vergessener Fliegerlynchmord in der „Stadt des KdF-Wagens“. Braun- schweig 2016, S. 41–56, S. 90–92, hier S. 50f.
- 22 StadtA WOB, H.3.10 (Bd. 5), Hand- schriftlicher Brief von Settimo Bosetti an Remo Azara vom 14. Juli 1998, S. 43. Schon der Begriff „Schutzraum“ ist im Grunde ein Euphemismus. So berichtet Enzo Tosolini, sie seien bei Fliegeralarm stets gezwungen wor- den, in der Dunkelheit die Baracken zu verlassen – oftmals wurde mit Ba- jonetten nachgeholfen. „Wir wurden in einem Schützengraben versam-

melt. Weil der Flugweg der Bomber- flieger immer derselbe war, wurde erst Entwarnung gegeben, wenn die Bomberflieger nach Vollendung ihrer Kriagsmission gegen die Oststädte sich auf den Weg zurück zur Basis be- fanden. In der Zwischenzeit waren die Gefangenen gezwungen, in der Kälte auszuharren, häufig stehend. Sie ka- men um ihren Schlaf und ihre Ruhe, aber in Sicherheit waren sie wahrhaf- tig nicht.“ StadtA WOB, H.3.10 (Bd. 5), Bericht von Enzo Tosolini, S. 4f.

- 23 StadtA WOB, H.3.4, Nr. 39 (Bd. 1), Gesprächsaufzeichnung mit M. Jacques Le Franc vom 5. Juni 1998.
- 24 StadtA WOB, H.3.10 (Bd. 5), Die Ver- damnten des Lagers „Dora“ von Ce- sare Pilesi, S. 1.
- 25 Die folgende Passage basiert auf dem Interview „IMI Marino Salvadori. Ein Schicksal. Orlando Materassi und Silvia Pascale im Gespräch mit Alex- ander Kraus und Anita Placenti“, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte, Jg. 9 (2024), Nr. 31, S. 1–3.
- 26 Für die „Stadt des KdF-Wagens“ siehe Azara, Die italienischen Militärinter- nierten in der Stadt des KdF-Wagens (wie Anm. 1); zum Lager in Ehenen siehe die Akte StadtA WOB, C.4.3, Nr. 17.
- 27 D.P. Camp Hospital to the British No 2. D.P. Centre Staff, 15th, June, 1945 Hesslingen, List of Patients in the D.P. Hospital who have been in Con- centration Camps, online abrufbar unter <https://collections.arolsen-archives.org/de/document/81993201> [26.9.2024].
- 28 Siehe zum Kriegsgefangenen-Mann- schchafts-Stammlager in Altengrabow die grundlegende Studie von Paul Kannmann, Das Stalag XI A Alten- grabow, 1939-1945. Halle 2015. Siehe dort die Liste der Arbeitskommandos S. 474.
- 29 Dies geht zumindest aus dem „Ver- zeichnis der Reihengräber auf dem Wald- u. Russen-Friedhof in der Ge- meinde Wolfsburg, Kreis Gifhorn (4. Dez. 1941 bis 29. Jan. 1948)“ hervor, wo das Laagberglager als „letzte Woh- nung“ eingetragen ist (StadtA WOB, B.1.2, Nr. 4626).
- 30 StadtA WOB, S.1 (1), Fragebogen 015. Siehe dazu auch Alexander Kraus, Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschafts- wunderzeit. Göttingen 2021, S. 282– 287.
- 31 StadtA WOB, H.3.21, Nr. 8, Zeitzeu- geninterview mit Angelo De Mitri vom 30. März 2022 von Alexander Kraus, Minute 12:33–13:00.

Es ist 1933.

Die Welt liegt in Scherben und unser Land, meine Heimat, ist nun geprägt von Chaos, Chaos, das uns in die Armut stürzte, ohne einen Funken der Hoffnung. Ohne Vertrauen in unsere Regie- rung. Ohne Perspektiven. Doch da tauchte sie auf, die Stimme, die besagtes Unheil be- seitigen, die Welt reparieren sollte. Seine bewegenden, gar berühren- den Worte gaben mir das Gefühl, dass unser Land wieder stark werden kann. Er spricht von „Wir“, einer Ge- meinschaft, einem Zusammen- halt, der uns so gefehlt hatte. Und der in den Anfängen seiner Regierung nun so deutlich wurde. Alle schienen neue Hoffnung zu schöpfen und so tat ich es auch. Die neue Ordnung scheint Si- cherheit zu bringen, Sicherheit und das Gefühl, Teil von etwas Großem zu sein, etwas Bedeutendem, ja vielleicht sogar weltverändernd. Deutschland schien endlich wie- der auf die Beine zu kommen,

sich wieder tatsächlich nach Heimat anzufühlen. Doch langsam erkannte ich kleine Risse in diesem von mir so lang erträumten Bild. Vor allem, da mein geliebter Mann, den ich schon so jung, kurz vor der Übernahme der neuen Regierung, geheiratet hat- te, ein Jude war. Doch solange es uns gut geht, sehe ich weg, denn vorher war alles schlimmer, nicht wahr? Mit der Zeit wird das Wegsehen immer schwieriger. Bekannte meines Mannes ver- schwinden auf unerklärliche Wei- se und dann noch diese Gerüchte ... Die Frage „Wie kann so etwas passieren?“ reißt mich aus einem Alptraum. Aber die Menschen reden eben, vielleicht stimmt es ja gar nicht, was sie erzählen. Und doch dröhnt mir der Kopf, Angst ergreift mich ... und Sorge. Sorge um meinen geliebten Mann, Sorge so groß, dass sie meine Zweifel an diesem System ins unermüdliche treibt. Konzentrationslager, Verfolgung, Massaker im Osten.



Schülerinnen während der selbstorganisierten Gedenkveranstaltung am 24. Januar 2025, Foto: Aleksandar Nedelkovski

## Wie kann so etwas passieren?

VON LISA ABAGAT, JOHANNA KLEMT UND THERESE KIRZINGER

Wie kann so etwas passieren? Es gab doch keine andere Mög- lichkeit, unser Land zu retten, die Versprechungen brachten doch so große Hoffnung mit sich, die neue Regierung so viel Posi- tives. Doch nun ... wie kann so etwas passieren?

... Wie konnte das passieren? Es ist der 15. Mai 1945. Nur eine Woche ist es her, dass alles endete. Noch immer heult der Tod laut durch die zerstörten Städte. Ein dumpfes Echo liegt über der Stadt, als ob sie selbst die Erinnerung an den Lärm des

Krieges nicht abschütteln könnte. Nichts ist wie es früher war. Ich erinnere mich an die schönen, friedlichen Tage vor dem Krieg, mein Mann und ich in unserer Einzimmerwohnung. Es war nicht viel Platz, aber in meinen Träumen reise ich immer dorthin zurück.

Jetzt sitze ich hier auf den Trümmern unseres Wohnhauses, der letzte Ort, der mir noch etwas bedeutet. Meine Heimat? Habe ich noch eine Heimat? Die Tage sind so schwer geworden, dass ich kaum noch zwischen Tag und Nacht unterscheiden kann. Wenn ich aus dem Schlaf gerissen werde und meine Familie in meinem alten Leben zurücklasse, muss ich weinen. Mein Mann war Jude. Vor zwei Jahren haben sie ihn getötet. Behandelt wie Dreck, als wäre er kein Mensch! Wie kann man jemand, für den ich nichts als pure Liebe empfinde, als wertlos ansehen? Ich wusste nicht, wohin sie ihn bringen, doch mir war klar, wir sehen uns nicht wieder, als die Nazis ihn von mir gezerrt haben. Seine Augen waren voller Schmerz und Angst. Alles, was mir blieb, war mein drei Monate altes Baby, ich war kaum in der Lage dazu, sie am Leben zu halten. Oft habe ich mein Kind angesehen und habe gedacht, dass es vielleicht nicht wert ist, in einer solch abscheulichen Welt aufzuwachsen. Es muss schlimm sein, keine schöne Erinnerung aus einem früheren Leben zu haben, an die man sich erinnern könnte, wenn man dem schlimmen Leben dieser Zeit entfliehen will. Ich vermisse die lachenden und spielenden Kinder. Davon gibt es hier weit und breit keine mehr. Jetzt muss jeder selbst sehen, wie er damit fertig wird. Das werden schwere Zeiten sein. Von nun an werden die Nazis verfolgt, wie damals die Juden, doch was wird aus mir?

So konnte das passieren? Nein. Das ist keine Entschuldigung. Am Anfang als die ersten Deportationen, die Enteignungen, die Schreie begannen, wurde mir oft von Nachbarn und Freunden gesagt: „Das betrifft uns nicht, das ist nicht unsere Angelegenheit.“ Ich dachte damals, das ist die einzige Möglichkeit, diese Zeit zu überleben, aber jetzt bereue ich es, nichts getan zu haben. Es betrifft uns alle, keiner darf jetzt wegsehen. Das alles ist passiert und es wird unsere Leben für immer prägen/zerstören. Wie konnte das nur passieren? Dass wir Menschen in den Tod schickten, ohne dass eine dieser armen Seelen jemals etwas verbrochen hat? Nie wieder darf so etwas geschehen, das wissen wir gewiss. ... Wie konnte so etwas passieren? Das frage ich mich auch heute noch. Ich bin zwar nicht mehr hier, aber meine Geschichte ist es schon. Sie ist noch nicht vorbei. Ich sitze in meinem ehemaligen Lieblingsstuhl auf dem Balkon, der einst zu meiner Wohnung gehörte. Ich höre den Straßenlärm meiner Heimatstadt. Vogelzwitschern, Kinderlachen und die Motoren der Autos untermalen meine Gedanken. Diese sind nur leider nicht so hell

wie der heutige Tag. Immer wieder muss ich zurückdenken. An damals. An meine Geschichte. An die Schmerzen, an das Leid. An meinen Mann. An meinen Sohn. Mein Sohn. Ich spüre den tiefen Schmerz, der mich jedes Mal durchströmt, wenn ich sein kleines Gesicht vor meinen inneren Augen sehe. Ich denke an seine leiderfüllten Schreie, seinen abgemagerten Körper und seine kleinen Händchen. Doch es ging einfach nicht anders. Ich hatte nichts, konnte ihn nicht versorgen. Nur tatenlos dabei zusehen, wie er mir immer weiter entgleitet. Jedes Mal, wenn ich seine braunen Augen vor meinem inneren Auge sehe, zerbreche ich innerlich. Mein Kind. Es tut mir so leid. Auch das letzte, was mir noch von meinem Mann geblieben ist, habe ich verloren. Die Stimme des penetranten Radiosprechers reißt mich aus meiner Gedankenspirale. Um mich abzulenken, richte ich meinen Fokus auf die Nachrichten. Ich brauche jedoch nicht lang auf die Neuigkeiten hören, um zu realisieren: Diese Geschichte ist nicht die „Geschichte von gestern“. Sie ist noch nicht vorbei. Es ist noch nicht das Ende. Rechtsruck, Faschismus, Rassismus, Sexismus – der Radiosprecher bewegt sich von einem Thema zum nächsten und wieder zurück. Wie kann so etwas passieren? Wie kann unsere Geschichte vergessen werden? Wie soll man verhindern, dass sich das alles wiederholt? Ich habe das Gefühl, alle werden immer blinder. Niemand sieht wirklich hin. Sonst müsste sich doch langsam etwas verändern. Wir sind wieder hier. Am Anfang. Das „Dritte Reich“ hat nicht mit Gaskammern angefangen. Es begann mit falschen Versprechen, wirkungsvoller Propaganda, der Aberkennung von Menschenrechten – und mit vielen, die einfach weggeschaut haben. Wir dürfen nicht vergessen. Niemals. Nicht vergessen, nicht wegschauen, nicht still sein. Nur eines müssen wir wirklich tun: Mensch sein – einander zuhören, akzeptieren und respektieren. Und uns vor allem fragen: Wie kann so etwas passieren? Irgendwie müssen wir alle wieder zueinander finden. Warum entfernen wir uns weiter und weiter? Wie kann so etwas wieder passieren? Am Ende kennt niemand wirklich die Antwort.

*Lisa Abagat, Johanna Klemt und Therese Kirzinger sind Schülerinnen der Eichendorffschule Wolfsburg und besuchen dort den 13. Jahrgang.*



Schülerinnen und Schüler während der selbstorganisierten Gedenkveranstaltung am 24. Januar 2025, Foto: Aleksandar Nedelkovski

## Die Nacht, die nie in Vergessenheit geraten darf

VON ERICK BALTIK

Wir alle hörten diese traurigen Zeitzeugenberichte. Einer von ihnen ist mir besonders im Gedächtnis geblieben: der von Hugo Moses. Als jüdischer Familienvater zweier Kinder erlebte er, wie so viele andere auch, wie die Nationalsozialisten in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 Häuser von Jüdinnen und Juden, jüdische Geschäfte und Synagogen zerstörten. Dann das schreckliche Gefühl, das er durchgemacht haben muss, als er von seinem Sohn getrennt wurde. Es bleibt unaussprechlich. Die Trauer und Angst, die in seinem und den anderen Berichten greifbar werden, lassen uns erahnen, welches Grauen die Jüdinnen und Juden damals durchleben mussten.

Wir haben uns heute hier gemeinsam versammelt, um an eines der dunkelsten Kapitel unserer Geschichte zu erinnern. Zu diesem Kapitel zählt auch eine Nacht, die als Reichspogromnacht in die Geschichte eingegangen ist.

Sie war jedoch kein spontaner Ausbruch von Gewalt. Sie wurde vielmehr sorgfältig vorbereitet und akkurat geplant. Die Propa-

ganda des NS-Regimes hatte über Jahre hinweg systematisch antisemitische Vorurteile geschürt. Die Ermordung des deutschen Diplomaten Ernst von Rath durch den Juden Herschel Grynszpan wurde von den Nationalsozialisten als Vorwand genutzt, um schon lange geplante Aktionen in die Tat um zu setzen.

Mehr als 1.400 Synagogen wurden in dieser einen Nacht niedergebrannt, über 7.500 jüdische Geschäfte zerstört und unzählige Wohnungen verwüstet. Rund 30.000 Juden wurden verhaftet und in Konzentrationslager wie Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen deportiert. Viele von ihnen kehrten nie wieder zurück. Mehrere hundert Juden wurden ermordet, mindestens 300 nahmen sich in ihrer Verzweiflung das Leben.

Diese erschütternden Zahlen sind jedoch nicht das Werk eines Einzelnen. Es waren die Nationalsozialisten, die diese abscheulichen Taten organisierten, es waren die Männer der SS- und der SA, die sie ausführten. Doch es waren auch viele Bürgerinnen und Bürger, die Geschäfte plünderten, die die jüdische

Bevölkerung beschimpften oder einfach wegsahen, als ihre jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn litten.

Die Pogromnacht zeigt uns, wie tief eine Gesellschaft fallen kann, wenn Hass, Gier und Vorurteile sie vergiften. Die Pogromnacht zeigt uns, wie wichtig die Werte von Menschlichkeit, Toleranz und Mitgefühl damals hätten sein müssen und wie wichtig es ist, sie auch heute zu verteidigen. Wir wissen, dass die Vergangenheit nicht abgeschlossen ist. Antisemitismus, Rassismus und der Hass auf Minderheiten sind kein Relikt der Vergangenheit. Sie sind auch heute präsent. In Worten, in Taten und in den sozialen Medien.

Lassen Sie uns heute gemeinsam der Opfer gedenken. Lassen Sie uns ihre Namen und ihre Geschichten niemals vergessen. Und lassen Sie uns gemeinsam für eine Zukunft eintreten, in der solche Verbrechen, so eine Grausamkeit niemals wieder geschehen können!

*Erick Baltik ist Schüler des Phoenix Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 11. Jahrgang.*

# Das Leid von Bergen-Belsen

VON HERMINE WEISSELER UND KAJA FRIEDL



Gedenkstätte Bergen-Belsen, Foto: Jennifer Benzler

Wie kann man mit dem Leid umgehen, das in Bergen-Belsen geschah? Um der Antwort auf diese Frage näherzukommen, ist es wichtig, die Geschichte des Ortes zu betrachten – ein Ort, der in vielerlei Hinsicht das Leid seiner Zeit widerspiegelt. Die Geschichte des Leids, das sich in Bergen-Belsen ereignete, lässt sich, so denken wir, in drei verschiedene Phasen aufteilen.

Zunächst diente der Ort ab 1940 als Kriegsgefangenenlager. Belgische und französische Kriegsgefangene waren die ersten Inhaftierten; mit dem Überfall auf die Sowjetunion kamen rasch sowjetische hinzu. Fehlendes Geld, der langandauernde Aufbau und die viel zu große Anzahl inhaftierter Soldaten hatte zur Folge, dass die Kriegsgefangenen in verschiedenen Provisorien vegetieren mussten – in einfachen Zelten, Laubhütten und Erdhöhlen. Zeitgleich wurde das Lager rasch zu einem beliebten Ausflugsziel für die Anwohnerinnen und Anwohner der Umgebung, die sich die Gefangenen anschauten. Innerhalb der drei genannten Lager kamen allein zwischen Juli 1941 und April 1942 mehr als 14.000 sowjetische Kriegsgefangene ums Leben.

Die SS übernahm 1943 einen Teil des Lagergeländes von der Wehrmacht und richtete dort ein Konzentrationslager ein. Auch hier war die Anzahl der Häftlinge extrem hoch und nahm fast konstant immer weiter zu. Die hygienischen Einrichtungen wurden nicht ansatzweise in ausreichender Zahl ausgebaut. Notwendige

Reparaturen, wie beispielsweise der Entlausungsstation, wurden gewollt unterlassen. Deshalb breiteten sich Krankheiten wie das Fleckfieber explosionsartig aus, was zu vielen Toten führte. Von den 120.000 Inhaftierten ließen hier mindestens 52.000 ihr Leben.

Nachdem die verseuchten Baracken nach der Befreiung des Konzentrationslagers durch die britischen Truppen sukzessive verbrannt worden sind, wurden die Überlebenden in nahe gelegenen Kasernen untergebracht. Dort starben selbst nach der Befreiung 1945 noch 14.000 Personen an den Folgen von Krankheiten und Unterernährung. Nichtjüdische Menschen aus Polen und Jüdinnen und Juden, die nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten und keine Verwandten mehr hatten, lebten anschließend bis 1950 in zwei getrennten „Displaced Persons Camps“ und warteten auf ihre Emigration. Ihr dortiges Leben war durch das Erlebte im Konzentrationslager und das Fehlen ihrer Angehörigen geprägt – und somit von Trauer, Einsamkeit und Wut.

Bereits 1952, und damit im nationalen Vergleich sehr früh, entstand an diesem historischen Ort die *Gedenkstätte Bergen-Belsen*. Auch für die heutige Gedenkveranstaltung haben wir als Gruppe des *Phoenix Gymnasiums* Ende November 2024 wieder eine Exkursion zur Gedenkstätte unternommen. Gemeinsam mit unserem Geschichtslehrer Georg Bräuer und unserer Geschichtslehrerin Andrea Kabteni sowie Aleksander Nedelkovski und Lucy

Hartwig vom *Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* hatten wir die Möglichkeit, uns die dortigen Ausstellungen anzusehen, in der Bibliothek zu recherchieren und mit den Mitarbeitern der Gedenkstätte ins Gespräch zu kommen. Auch wenn wir zuvor bereits einiges über Bergen-Belsen erfahren hatten, erlebten wir dort etwas Neues, etwas sehr Eindringliches. Vor allem während wir über das einstige Lagergelände gingen, wurde dies besonders deutlich. Grau und dunkel war das Wetter, die Stimmung erdrückend und aus der Ferne hörten wir ein dumpfes, aber doch deutliches Schießen. Es kam von dem nicht weit entfernten Truppenübungsplatz der Bundeswehr. Unsere Eindrücke machten uns sehr betroffen und das Gelände wirkte nun noch mehr wie ein Ort des Leidens auf uns.

Während unserer Recherche in der Bibliothek haben wir uns außerdem Fotografien von der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen angesehen. Die Fotos wurden noch während der Befreiung durch britische Soldaten aufgenommen und sind aus dem *Imperial War Museum* in London als Kopien an die *Gedenkstätte Bergen-Belsen* gelangt. Was diese Fotos an Grausamkeit, Gewalt und Unbarmherzigkeit widerspiegeln, ist für uns nicht in Worte zu fassen. Die verletzten, geschwächten, ausgehungerten Überlebenden des KZs, wie sie aus den Baracken befreit wurden – Männer, Frauen, sogar Kinder. Die Überlebenden waren auch noch Monate nach ihrer Befreiung

von dem Erlebten sichtlich geplagt, sowohl physisch als auch psychisch. Und die vielen, die es nicht schafften. Die nicht überlebt haben. Die der krankhaften Ideologie der Nationalsozialisten, mit all ihren aktiven Mittätern, Schreibtischtätern und passiven Unterstützern zum Opfer gefallen sind. Sie verloren einen Kampf, den sie nie führen wollten. Sie verloren ihr Leben.

Um auf unsere anfängliche Frage zurückzukommen, wie mit dem Leid aus Bergen-Belsen umzugehen sei: Wir möchten diese, für uns so unglaublich prägende, Erfahrung nicht einfach für uns behalten, weshalb wir uns darum bemüht haben, Sie alle daran teilhaben zu lassen. Daher haben wir uns dazu entschieden, selbst eine Fotoausstellung anzufertigen, die während der Gedenkveranstaltung zu sehen ist.

Die dort gezeigten Fotografien stammen einerseits aus dem *Imperial War Museum* in London, das eine umfangreiche Sammlung an Fotos vom Ende des Zweiten Weltkrieges besitzt, unter anderem von der Befreiung des KZs Bergen-Belsen im April 1945. Dort sind sowohl Fotos überliefert, die während der Befreiung des KZs aufgenommen wurden, aber auch solche von Überlebenden mehrere Monate nach ihrer Befreiung. Mit den daraus ausgewählten Fotos möchten wir Ihnen die Atmosphäre, die damals in Bergen-Belsen herrschte, selbst vor Augen führen und so auf die in den Konzentrationslagern, insbesondere im Konzentrationslager Bergen-Belsen, begangenen

Gräueltaten und Grausamkeiten aufmerksam machen. Außerdem finden sich in der Fotoausstellung auch eigene Aufnahmen von uns, von unseren Besuchen in der *Gedenkstätte Bergen-Belsen* und dem *Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau*, mit der Intention, die Gedanken, die wir uns machten, und die Gefühle, die wir spürten, als wir vor Ort waren, einzufangen und für Sie greifbar zu machen.

Die Verbrechen, die an diesen beiden Orten sowie an vielen weiteren begangen worden sind, sind weder zu verzeihen noch wieder gut zu machen, und keinesfalls zu vergessen. Wir dürfen nicht vergessen. Denn nur durch Gedenken und stetes Erinnern können wir, wir alle, die heute hier sind, wir alle Bürgerinnen und Bürger dieses Landes, dafür sorgen, dass wir keinen Schritt weiter nach rechts gehen, wir keinen Schritt zurück in das Gedankengut dieser Zeit machen. Durch das nationalsozialistische Gewaltregime wurden so viele Familien zerstört, mussten so viele Menschen Gefangenschaft und Folter erfahren und erleben, haben so viele Menschen ihr Leben verloren. All diesen Menschen sind wir es schuldig, alles in unserer Macht Stehende und noch mehr zu tun, um eine Wiederholung der Geschichte zu verhindern, eine solche unmöglich zu machen. Deshalb müssen wir uns erinnern.

*Hermine Weißleder und Kaja Friedl sind Schülerinnen des Phoenix Gymnasiums Wolfsburg und besuchen dort den 12. Jahrgang.*

# Niemals vergessen!

Unsere Eindrücke von der Gedenkstätte Auschwitz

VON MAIRA JÜNEMANN, CHARLOTTE BRAACH, MARGARITA RUDOJ UND JULIENNE HAASE



Gedenkstätte Auschwitz, Foto: Aleksandar Nedelkovski

Unsere viertägige Tour, die wir noch in der 10. Klasse unternommen haben, führte uns in die polnische Stadt Oświęcim. Vor Ort wollten wir das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau besuchen. Das ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager ist weltweit zum Symbol für den Holocaust, Völkermord und Terror geworden. Es wurde im Frühjahr 1940 eingerichtet.

Die Gedenkstätte besteht aus dem so genannten Stammlager Auschwitz I und dem ehemaligen Vernichtungslager Birkenau (Auschwitz II). Das Stammlager wurde zunächst als Konzentrationslager konzipiert. Hier wurden zwischen 12.000 und 20.000 Häftlinge untergebracht.

Auschwitz II liegt etwa 3 Kilometer vom Stammlager entfernt und ist der größere Teil des Lagerkomplexes. Birkenau war das größte Massenvernichtungslager im besetzten Europa. Allein im Jahr 1944 waren hier circa 90.000 Häftlinge zeitgleich inhaftiert. Etwa 1,1 bis 1,5 Millionen Menschen aus ganz Europa wurden durch Erschießungen oder in den Gaskammern ermordet – Jüdinnen und Juden, Sinti und Sintize, Roma und Romnja, sowjetische Kriegsgefangene, Zeugen Jehovas, Homosexuelle.

In Oświęcim angekommen erleben wir Tage voller Eindrücke, die wir mit Ihnen teilen möchten.

Wir stellen uns vor ...

Eine eher kleine, etwas unscheinbar wirkende Stadt: ein Fluss, Grünflächen, weitgehend kleine, aneinandergereihte Häuser. Und scheinbar mitten darin Back-

steingebäude, Wachtürme, ein Krematorium, Appellplätze umrandet von Mauern und Stacheldraht – das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau.

## Der erste Tag

Wir gehen um das eigentliche Gelände herum, sehen zunächst allein die Mauern, hinter denen sich einst die schrecklichsten Gräueltaten abgespielt haben, die Menschen je angetan wurden. Wir sehen den Stacheldraht, der den Gefangenen die Flucht unmöglich machte. Dann nehmen wir die Gebäude wahr, in denen zehntausende Menschen gequält und ermordet wurden.

Auf dem Weg um das Stammlager kommen wir auch am Haus mit der Hausnummer 88 vorbei, in dem der Lagerkommandant Rudolf Höß mit seiner Familie lebte. Die Villa und deren Garten, in dem die Kinder spielten, grenzte direkt an die Mauer des Lagers an. Wir können uns nicht vorstellen, wie die Familie des Kommandanten Höß dort unter diesen Umständen ein komplett normales Leben führte.

## Der zweite Tag

Der zweite Tag vor Ort beginnt. Wir stehen auf. Ein normaler schöner Tag. Die Vögel zwitschern, der Himmel ist blau. Auf dem Weg in das Stammlager Auschwitz I laufen wir wieder an den Mauern und Zäunen vorbei. Kurz darauf stehen wir vor dem Eingang. Um uns herum sind zahlreiche Besuchergruppen, die wie wir auf den Einlass warten. Noch vor der Gedenk-

stätte werden wir kontrolliert. Wir hören, dass in den letzten Jahren die Kontrollmaßnahmen immer stärker verschärft werden mussten. Die Angriffe auf Gedenkstätten haben stark zugenommen, der Antisemitismus ist allgegenwärtig.

Wir betreten das Gebäude und erhalten Kopfhörer von Eva, die uns über die nächsten Tage als Tourguide begleiten wird. Sie ist eine ehemalige polnische Grundschullehrerin, die seit 25 Jahren insbesondere deutsche Schulklassen durch die Gedenkstätte führt. Wie wir erfahren, hat sie zahlreiche Gespräche mit Überlebenden geführt, über deren Erinnerungen sie uns am nächsten Tag während unseres Besuchs des ehemaligen Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau berichten wird. Bevor wir die Gedenkstätte betreten, werden uns Regeln erklärt, die wir zu jeder Zeit einhalten müssen. „Bleibt zusammen.“ „Verhaltet euch angemessen ruhig.“ „Bedenkt, dass dies ein authentischer Ort ist.“ „Guckt euch nur das an, wozu ihr euch bereit fühlt.“

Nach und nach wird unsere Gruppe etwas unruhig, da wir trotz uns bekannter Fotografien und Erzählungen nicht wissen, was uns jetzt gleich erwarten wird. Die Geräusche aus dem Raum, aus dem wir gekommen sind, verstummen, als wir durch eine Glas- tür geführt werden. Von weitem hören wir leise Namen, die über Lautsprecher zu uns dringen. Wir gehen weiter und durchlaufen einen tunnelartigen Gang. Manch einer fühlt sich beklommen. Es ist, als wären wir soeben durch ein Portal gelaufen, das uns in eine andere Zeit gebracht hat. Die zuvor

nur leise wahrgenommenen Namen sind jetzt deutlicher zu hören: es sind dies die Namen der Opfer – scheinbar endlos. Maria Kudelka, Rubin Kudelmann, Klara Kudenko, Anna Kuder, Levi Kuder ...

Wir gehen weiter. Unsere Gedanken sind nun komplett fokussiert auf das, was vor uns liegt. Wir schauen auf das Tor, das tausende Menschen, teilweise über Jahre, täglich passieren mussten, um Zwangsarbeit in den nahegelegenen Arbeitsstätten zu verrichten. Über dem Tor befindet sich der bekannte schmiedeeiserne Schriftzug „Arbeit macht frei“. Was für ein zynischer Spruch, wenn man bedenkt, dass die beschriebene Freiheit nur ein leeres Versprechen war. Die Aufschrift musste der Häftling Jan Liwacz, von Beruf Kunstschlosser, anfertigen. Seine Schmiedearbeit nutzte er als Gelegenheit, um ein Zeichen gegen die Brutalität der Nationalsozialisten zu setzen. Denn beim genauen Hinschauen erkennt man in der Aufschrift eine kleine Unregelmäßigkeit. Der Buchstabe B im Wort „Arbeit“ sieht anders aus als gewohnt, er steht auf dem Kopf: die große Wölbung oben, die kleine unten. Ein Zeichen des Widerstands durch einen Lagerhäftling.

Nachdem wir selber das Tor passiert haben, erhalten wir einen Eindruck von der Tristesse des Lagers. Wir betreten ein erstes Backsteingebäude, das für Besucherinnen und Besucher freigegeben ist, den Block 4. Eingereiht in eine Menschenschlange durchwandern wir verschiedene Räume. Im Lager und in seiner Umgebung wurden nach der Befreiung tausende Gegenstände gefunden, die

den Deportierten und ermordeten Jüdinnen und Juden und anderen Häftlingen gehörten. Vitrine an Vitrine reiht sich aneinander. Töpfe und Geschirr, Schuhe. Schiere Massen dieser Dinge sind zu sehen. Brillen, Kleidungsstücke, alles Besitztümer von Menschen, die Hilfe benötigt hätten. Prothesen, Gehhilfen für Menschen und Koffer, auf welchen oftmals noch fein leserlich die Namen und Adressen der ermordeten Besitzerinnen und Besitzer zu erkennen sind. All das, was wir hier zu sehen bekommen, stellt nur einen Bruchteil dessen dar, was die Nationalsozialisten den Opfern geraubt haben. In der Sammlung des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau befinden sich unter anderem mehr als 80.000 Schuhe, etwa 3.800 Koffer, 12.000 Töpfe, 40 Kilogramm Brillen, 260 Gebetbücher. Nicht alle Gegenstände können dauerhaft ausgestellt werden. Aber dennoch schockiert uns schon das, was wir in den Vitrinen zu sehen bekommen.

Entsetzt sind wir über das Menschenhaar in großer Menge. Das Museum verfügt über fast zwei Tonnen Frauenhaar, das den Deportierten abgeschnitten wurde. Auf kleinen Tafeln erfahren wir, dass selbst aus Menschenhaar noch Profit geschlagen wurde.

Ein weiteres für Besucherinnen und Besucher geöffnetes Backsteingebäude wird als Todesblock bezeichnet. In den Strafzellen im Keller wurden jene Häftlinge gefangen gehalten, die beschuldigt wurden, die Lagerregeln übertreten zu haben. Einige Zellen, die wir zu sehen bekommen, sind so klein, dass erwachsene Menschen

darin nicht aufrecht stehen können. Mehrere Menschen wurden hier zusammen in Dunkelheit über viele Tage hinweg eingesperrt. In diesem Block wurden auch die ersten Versuche der Massentötung mit dem Giftgas Zyklon B durchgeführt. Direkt neben dem Todesblock liegt auch der Innenhof, in dem Gefangene mit einem Genickschuss brutal ermordet wurden.

Unser Tourguide Eva ermöglicht uns noch einen Besuch des Blocks 27. In diesem Block ist die Dauerausstellung „Shoa“ zu finden, die von Yad Vashem konzipiert und umgesetzt worden ist. Nachdem wir den Block betreten haben, werden wir von auf Hebräisch gesungenen Gebeten begrüßt. Der erste Raum zeigt uns Filmaufnahmen jüdischer Familien, die ein ganz normales Leben führten. Wir sehen Hochzeiten, ein kleines Mädchen, das Fahrradfahren lernt, ein Orchester, das die Zuschauer begeistert, eine Familie beim Baden ... Was für ein Kontrast zu dem Leben, das sie nach ihrer Deportation erwartete. Es ist für uns unvorstellbar, dass all diese Menschen aus ihren Leben gerissen und von den Nationalsozialisten entmenslicht und versklavt worden sind.

Wir treten durch die verschiedenen Ausstellungsräume und sehen, welch schreckliche Dinge den Menschen angetan worden sind. Wir hören Ausschnitte aus antisemitischen Reden von Adolf Hitler und Joseph Goebbels. Wir sehen Zeichnungen von Kindern, in denen sie ihre Erfahrungen im Lager mitteilen. Wir spüren die Not der Kinder und versuchen uns vorzustellen, wie schrecklich ihre Erlebnisse für sie gewesen sein müssen.

Der letzte Raum, den wir betreten, bevor wir das Gebäude verlassen, ist der mit dem Buch der Namen. Es ist nicht nur ein Buch, es ist eine Art Monumentalwerk, das sich über mehrere Meter erstreckt. Eng aneinander gereiht sind auf Hunderten von Seiten die Namen der 4.800.000 Holocaustopfer geschrieben.

Nachdem wir den Block 27 verlassen, ist unser Kopf voller Namen, Bilder und Zeichnungen, die uns die Opfer nahegebracht haben. Aber auch die grausamen Reden voller Hass wirken noch nach.

Nachdem wir rechts und links eine Vielzahl von Blöcken hinter uns gelassen haben, durchqueren wir den doppelten Stacheldrahtzaun und stehen plötzlich vor einem erhöhten Galgen. Wir erfahren, dass dieser für die Hinrichtung des Kommandanten Höß erbaut worden sei. Direkt daneben entdecken wir einen mittlerweile begrünten Bunker. Wir erfahren, dass es sich hierbei um das einzige nicht zerstörte Krematorium des Stammlagers handelt.

Das Betreten dieses Krematoriums vermittelt uns eine erste Idee davon, was uns am nächsten Tag in Birkenau erwarten wird. Das Stammlager war noch nicht der Ort, an dem der systematische Völkermord an den Jüdinnen und Juden massenhaft vollzogen wurde, aber dennoch ist auch dies ein Ort schrecklichen Leids. Der Nachmittag bietet uns Zeit, die



Gedenkstätte Auschwitz, Foto: Aleksandar Nedelkovski

vielen Eindrücke auf uns wirken zu lassen.

#### Der dritte Tag

Wir lassen die Eindrücke des vorherigen Tages immer noch auf uns wirken, als wir von unserer Herberge zum Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau laufen. Wir stehen vor dem Hauptwachturm, der sich über dem sogenannten Todestor befindet. Durch dieses Tor führen Eisenbahngleise bis zu einer Rampe, auf der die Deportierten selektiert wurden. Bevor wir aber dorthin gehen, steigen wir die Treppen zum Turm hinauf. Von dort aus erhalten wir einen Überblick über die Ausmaße des Lagers. Es ist so unendlich groß, dass wir seine Grenzen nicht erfassen können.

Hinter einigen erhaltenen Baracken sehen wir viele Schornsteinreste aus dem Boden ragen. Anhand dieser Schornsteinreste können wir uns vorstellen, wie viele Baracken hier einmal gestanden haben müssen. Eine der noch erhaltenen Baracken suchen wir auf. Uns erwartet ein langer Raum, in dem sich eng an eng dreistöckige Betten reihen. Auf einer Infotafel in der Baracke sehen wir Fotografien, die direkt nach der Ankunft der Roten Armee 1945 entstanden sind. Die Bilder veranschaulichen uns, wie grausam die Menschen behandelt wurden.

Wir sind erschrocken, wie sehr diese Baracken uns an Tierställe erinnern. Unser Tourguide Eva bestätigt uns, dass für den Bau der Baracken eine Firma beauftragt worden ist, die eigentlich für die Fertigung von Pferdeställen spezialisiert gewesen ist. Sie weist auf die Ringe an den Wänden hin, die

für die Riemen des Zaumzeugs gedacht waren. In solchen Baracken wurden normalerweise etwa 50 Pferde untergebracht, hier waren sie jedoch für über 400 Häftlinge gedacht.

Wir treten aus der Baracke heraus unter den blauen Himmel und laufen zu den Gleisen. Ein einziger Wagon erinnert hier an die konstant erfolgten Deportationen der Opfer. In solchen Wagons wurden – je nach ihrer Größe – 40 bis 160 Menschen zusammengepfercht nach Auschwitz transportiert. Teilweise dauerte ihre Reise mehrere Tage.

Wir gehen ein paar Schritte über die Gleise und stehen jetzt vor der Stelle, an der einst die Selektionen vorgenommen worden sind. Hier wurden die Deportierten in Reihen sortiert: Alte und kranke Menschen, Kinder sowie Frauen mit Kleinkindern wurden in der Regel als „arbeitsunfähig“ eingestuft und direkt nach ihrer Ankunft in Auschwitz in den Gaskammern umgebracht. Männer galten in der Regel als gesund und damit als arbeitsfähig. Aber immer wieder gab es auch eine willkürliche Auswahl. Die Entscheidung über Leben oder Tod fiel mit einem Handzeichen.

Auch einige Kinder sollten überleben, um dem Lagerarzt Josef Mengele für medizinische Versuche zur Verfügung zu stehen. Hiervon erfahren wir, nachdem wir von Eva zu einer sogenannten Kinderbaracke geführt worden sind. Der Backstein strahlt Kälte aus, während wir an den ehemaligen Betten der Kinder vorbeilaufen. Hier sind es zweistöckige Betten, bestehend aus Holzbrettern, auf denen Kinder im Alter zwischen 0 und 12 Jahren eng an

eng lagen. Wir können uns ihre Not nicht ausmalen: die Kälte, der ständige Hunger, die Trennung von den Eltern und Geschwistern, die an ihnen vollzogenen Experimente, die Sehnsucht nach Geborgenheit. Nur wenige der hier untergebrachten Kinder haben überlebt.

Als wir uns genauer umschauen, entdecken wir Kritzeleien, die von anderen Gedenkstättenbesucherinnen und Besuchern hinterlassen wurden. Neben Namen finden wir auch Hakenkreuze. Wir müssen wieder an die verschärften Maßnahmen zur Sicherheit denken, von denen wir am Vortag gehört haben.

Unser weiterer Weg führt uns zu einem großen Mahnmal. Hier dürfen wir uns Zeit nehmen, um alles genau zu betrachten und die Tafeln zu lesen. In vielen verschiedenen Sprachen wird der Opfer des Konzentrationslagers Auschwitz gedacht. Hier haben wir das erste Mal wirklich Zeit, um uns über das gerade Gesehene und Erfahrene auszutauschen.

Eva führt uns zu einem Platz neben dem Mahnmal, auf dem wir große gesprengte Betonplatten sehen. Sie erklärt uns, dass es sich hierbei um die Überreste einer Gaskammer und des dazugehörigen Krematoriums handelt. Die Lagerleitung hatte dieses Gebäude noch am Tag vor der Befreiung sprengen lassen, um die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen.

Wir setzen unseren Weg fort, gehen an den langen Baumreihen hinter dem Mahnmal weiter und laufen an kleinen Birkenwäldern, Teichen und Wiesen vorbei. Nach mehreren Minuten erreichen wir das sogenannte Kanada. Hier wurden die Besitztümer der De-

portierten sortiert und zwischengelagert, bevor sie aus dem gewaltsam annektierten Gebiet in das „Altreich“ geschickt wurden, so die damalige Bezeichnung für das Deutschland in den Grenzen von 1937. Für diese Aufgaben war das sogenannte Aufräumkommando Kanada zuständig, das aus rund 600 Häftlingen bestand. Die Anzahl wurde um 1.000 Häftlinge aufgestockt, als innerhalb von vier Monaten rund 400.000 ungarische Jüdinnen und Juden nach Auschwitz deportiert und fast vollständig ermordet worden sind.

In großen Glasvitriolen, die im Boden eingelassen sind, sehen wir einige Besitztümer der Gefangenen, die diese hier zurücklassen mussten. In diesem Lagerabschnitt befindet sich auch die sogenannte Sauna. Dieses Gebäude mussten alle Häftlinge durchlaufen, die für die Zwangsarbeit vorgesehen waren. Hier wurde ihnen ihre Registrierungsnummer eintätowiert, hier wurden sie desinfiziert, geduscht, wurden ihnen die Haare abgeschnitten und ihnen ihre Häftlingskleidung zugeteilt. Unser Tourguide erzählt uns, dass die Zuteilung der Kleidungsstücke völlig chaotisch ablief. Die Häftlinge mussten nach der Ausgabe häufig selbst dafür sorgen, dass ihnen ihre Kleidungsstücke halbwegs passten. Menschen, die zwei linke Holzpantinen bekommen hatten, mussten sich einen Tauschpartner suchen, der zwei rechte Holzpantinen erhalten hatte. Aufgrund von Umbauarbeiten können wir das Gebäude nicht betreten, und gehen jetzt ein paar Schritte auf einen umzäunten Waldabschnitt zu. Es wirkt wie ein idyllischer Ort: ein kleiner Teich, drum herum Birken und Wiesen-

fläche. Wir erfahren, dass hier Mütter mit ihren Kindern auf ihren Tod warten mussten. Was wir nicht mehr sehen können, sind die Gaskammer und das Krematorium, die hier einmal standen. Sie wurden für kleinere Menschengruppen genutzt – oftmals Frauen und Kinder.

Eva erzählt uns, dass Mütter, die teilweise ihr Schicksal schon erahnten, noch an den Bäumen lehnten, sich mit ihren Kindern unterhielten oder ihnen beim Spielen zuguckten, bevor sie zwei Stunden später ermordet wurden. Für einen Moment stehen wir noch auf der Wiese, schauen auf das Wäldchen und hängen unseren Gedanken nach, bevor wir uns auf den Weg zum Ausgang machen.

Obwohl wir nun etwa drei Stunden hier waren, haben wir dennoch das Gefühl, nur einen kleinen Teil dieses Ortes gesehen zu haben. Wir werden noch eine lange Zeit brauchen, bis wir all unsere Eindrücke verarbeitet haben werden. Es ist unvorstellbar, wie viele Menschen an diesen Orten gelitten haben und Opfer der Deutschen geworden sind.

Was uns hier im Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau ermöglicht worden ist, ist nicht selbstverständlich. Wir sind eine von wenigen Schulen in der Region, die die Möglichkeit bekommen hat, eine Studienreise nach Oświęcim machen zu können, um einen persönlichen Eindruck von diesem Ort zu bekommen. Bevor wir nach Oświęcim gereist sind, hatten wir kaum eine Vorstellung von dem, was uns erwarten würde. Die Ungewissheit, gepaart mit dem Wissen über die historische Bedeutung dieses Ortes, hat teilweise Anspannung in uns ausgelöst und uns ein Stück weit auch Angst gemacht.

Doch nach unserem Besuch ist uns klargeworden: Auschwitz sollte kein Ort sein, vor dem man Angst hat. Vielmehr sollte es ein Ort sein, dem man mit größtem Respekt begegnen sollte – ein Ort, der uns mahnt, die Geschichte niemals zu vergessen und die Verantwortung für die Zukunft zu tragen. Es ist ein Ort des Gedenkens an das unfassbare Leid, das sich dort ereignet hat.

Wir möchten enden mit einem Zitat von Zinoviev Tolkatchev, einem sowjetischen Künstler und Soldaten der Roten Armee, der an der Befreiung von Auschwitz beteiligt war:

„EIN KALTER WIND HEULT ÜBER  
AUSCHWITZ,  
DAS VON DREI REIHEN STACHEL-  
DRAHT UMGEBEN IST.  
ES SCHEINT NICHT DER STACHEL-  
DRAHT ZU SEIN, DER ZITZT  
UND HEULT,  
SONDERN DIE GEMARTETERTE ERDE  
SELBST,  
DIE MIT DEN STIMMEN DER OP-  
FER KLAGT.“

Maira Jünemann, Charlotte Braach, Margarita Rudoj und Julienne Haase sind Schülerinnen der Heinrich-Nordhoff-Gesamtschule Wolfsburg und besuchen dort den 12. Jahrgang.



Die letzten Momente vor der Gaskammern in Auschwitz-Birkenau; Lilly-Jacob-Album/Yad Vashem

## Fotografische Spuren aus Auschwitz

VON LEA TITTELBACH

In den zwölf Jahren NS-Gewaltherrschaft wurden knapp 13 Millionen Menschen ermordet, darunter circa 6 Millionen europäische Jüdinnen und Juden. Das Ziel der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik war aber nicht nur die Ermordung jüdischer Menschen, sondern die vollständige Auslöschung jüdischen Lebens. Sämtliche Spuren ihres früheren Lebens sollten getilgt werden. Sinnbildlich dafür steht Auschwitz. Die Leben von 1,1 Millionen Menschen wurden hier vernichtet. Auschwitz war allerdings nicht das einzige Vernichtungslager. In Treblinka wurden über 900.000, in Belzec etwa 600.000, in Sobibor über 250.000, in Kulmhof (Chełmno) mindestens 152.000 und in Majdanek 78.000 ermordet. „Hier nahm das Morden industrielle Formen an“, schrieb die Holocaust-Überlebende Hedi Fried dazu, „hinein mit einem lebenden Menschen, hinaus mit der Asche.“<sup>1</sup> Auschwitz und die anderen Vernichtungslager waren nicht nur Lager, sondern vor allem auch Labore, um herauszufinden, wie man Menschen am effizientesten auslöschen konnte. Für die Kinder, Frauen und Männer war sie wie die Hölle, nur eben von Menschen wie ihnen errichtet. Die dort eingepferchten Häftlinge lebten meist nicht lange, wenn sie überhaupt weiterlebten und nicht kurz nach ihrer Ankunft ermordet wurden.

Doch das allein reichte den Nationalsozialisten nicht. Das bloße Töten genügte ihnen nicht, sie wollten, dass diese Menschen für immer verschwinden und ihre Spuren beseitigt werden. All das sollte geschehen, ohne dass irgendwelche Beweise hinterlassen werden. Die Menschen wurden getötet und daraufhin verbrannt,

sodass nichts von ihnen übrigblieb. Kurz bevor der Krieg vorbei war, versuchten die Nationalsozialisten auch die Einrichtungen, mit denen sie die Menschen ermordet hatten, zu vernichten. Anschließend verbrannten sie Häftlingsdokumente, Karteikarten, Totenscheine, Anklageakten und weitere Dokumente.<sup>2</sup>

Bis zuletzt, selbst noch während der letzten Tage des Krieges, wurde versucht, all die Menschen, die umgebracht worden waren, vergessen zu machen. Kein Rest sollte von ihnen übrigbleiben, kein Zeichen auf ihre Tötung und frühere Existenz hindeuten. Trotz all dem, was die Nazis vernichtet haben, existieren bis heute „Fragmente der Geschichte“,<sup>3</sup> durch die es möglich ist, sich ein Bild davon zu machen, was in jenen Jahren passiert ist. Können wir uns aber wirklich vorstellen, was damals passiert ist? Es gibt zwar Fotografien aus dem Konzentrationslager Auschwitz, aber können sie wirklich zeigen, wie schlimm es war, dort inhaftiert gewesen zu sein?

Sprechen wir von Auschwitz, so existieren aus Opferperspektive allein vier Fotografien. Diese wurden heimlich von Häftlingen des sogenannten Sonderkommandos aufgenommen. Es bestand aus jüdischen Häftlingen im Vernichtungslager, die dazu gezwungen wurden, die Tötungen vorzubereiten, die Opfer zu durchsuchen und ihre Leichen anschließend in den Krematorien von Auschwitz zu verbrennen. In einer Welt voller Grausamkeiten war die Arbeit des „Sonderkommandos“ die furchtbarste. Von diesem „Ort des Infernos“, an dem die Häftlinge „endgültig von Gott und den Menschen verlassen“ waren,<sup>4</sup> wie Filip Müller, ein Überlebender des „Sonder-

kommandos“ schreibt, zeugen diese vier bildlichen Zeugnisse.

Auf den ersten beiden sieht man, wie Mitglieder des „Sonderkommandos“ Leichen in einer Grube verbrennen. Vor ihnen liegen mehr als ein Dutzend Körper, dichter Rauch steigt auf. Die Fotos wurden aus der Gaskammer heraus aufgenommen. Es war selbstredend streng verboten, im Lager Fotos zu schießen oder überhaupt eine Kamera zu besitzen. Der Apparat wurde heimlich ins Lager geschleust. Wäre er entdeckt worden, hätte es den Tod für die Männer bedeutet. Die Fotografien sollten Zeugnis sein für das Unvorstellbare, in der Hoffnung, dass sie vielleicht eines Tages die Öffentlichkeit erreichen und den Blick der zu Mittätern gemachten Opfer zeigen.

Das dritte Bild zeigt hauptsächlich Bäume. Unten links in der Ecke kann man eine Gruppe Frauen erkennen. Einige stehen nackt im Vordergrund, während andere im Hintergrund dabei sind, sich auszuziehen. Die Frauen standen kurz davor, in die Gaskammern getrieben zu werden. Es sind die letzten Momente ihres Lebens. Das vierte Bild zeigt nur Bäume. Es wird deutlich, dass die Fotos schnell gemacht werden mussten. Auch dieses Bild ist wichtig, weil es die Umstände dieser lebensgefährlichen Aktion zeigt, unter denen die Fotografien aufgenommen worden sind.

Aus Täterperspektive existieren dagegen weitaus mehr Bilder. Neben den Fotografien der Erkennungsdienstlichen Abteilung in Auschwitz, die die Häftlinge zeigen, deren Arbeitskraft noch ausgebeutet werden sollte, gibt es noch das sogenannte Lilly-Jacob-Album mit 56 Seiten und 193

Bildern. Das Album ist nach Lili Jacob benannt, die aus Bilke (heute Bilky in der Ukraine) stammte, das im März 1939 ein Teil Ungarns wurde. Lili Jacob kam am 26. Mai 1944 mit ihrer Familie in Auschwitz-Birkenau an. Als die Rote Armee heranrückte, wurde das Lager evakuiert, die schwer erkrankte Lili Jacob in das Konzentrationslager Mittelbau-Dora überstellt. Dort fand sie am 11. April 1945, am Tag der Befreiung des Lagers durch die US-Amerikaner, das Album, in dem sie auch Fotografien ihrer Familie und Freunde an der Rampe in Auschwitz entdeckte, weshalb sie es an sich nahm. Sie legte es am 3. Dezember 1964 während des ersten Auschwitz-Prozesses als Beweismittel vor. Im August 1980 übergab sie es an die Gedenkstätte Yad Vashem.<sup>5</sup>

Im Album wird die Ankunft der ungarischen Jüdinnen und Juden in Auschwitz-Birkenau dokumentiert. Insgesamt wurden zwischen dem 15. Mai und dem 8. Juli 1944 437.000 ungarische Jüdinnen und Juden nach Auschwitz deportiert. Kaum einer von ihnen überlebte. Das Album zeigt den Transport ins und die Ankunft im Lager vom 26. Mai 1944. An diesem Tag sollten ungefähr 3.500 Kinder, Frauen und Männer im Konzentrationslager Auschwitz ankommen. Die Fotografien wurden wahrscheinlich auf Befehl des Lagerkommandanten Rudolf Höß gemacht. Aufgenommen wurden sie durch die SS-Männer Bernhard Walter und Ernst Hofmann, die im Lager für den Erkennungsdienst gearbeitet haben. Das Album ist in sechs Kapitel aufgeteilt: Ankunft, Selektion, Selektiert zur Zwangsarbeit, Einteilung zur Zwangsarbeit, „Kanada“ und die letzten Momente vor der Gaskammer.

Ich möchte heute Abend mit Ihnen über ein Foto aus dem letzten Kapitel des Albums sprechen (Abb. 1). Im Vordergrund sind zwei Erwachsene, ein Jugendlicher und vier Kinder zu sehen. Sie wenden uns fast alle den Rücken zu. In der Bildmitte sehen wir wieder Kinder, sie sitzen auf dem Boden, im Gras. Die wenigen zusehenden Erwachsenen sind fast ausschließlich Frauen. Auf den übrigen Fotos in diesem Teil des Albums sind allein ältere, in den Augen der SS nicht arbeitsfähige Männer zu sehen. Die arbeitsfähigen Männer wurden auf der sogenannten Rampe für die Zwangsarbeit selektiert. Die Personen auf dem Bild tragen fast alle eine Kopfbedeckung und ihre Alltagskleidung. Sie sind direkt aus ihrem Zuhause nach Auschwitz deportiert worden. Einige tragen immer noch den sogenannten Judenstern auf ihrer Kleidung. Bemerkenswert an dieser Aufnahme ist ein Detail: Ein kleines Kind gibt einem anderen Kind eine Blume. Warum verschenken wir Blumen? Wenn wir jemanden liebhaben. Wenn wir eine Situation vielleicht schöner machen wollen. Die Gründe sind vielfältig. Hier ist es eine Geste der Liebe in all dem Hass, der sie umgibt. Das Kind handelte wahrscheinlich unbewusst, da es die Situation, in der es sich befand, gar nicht zu begreifen vermochte. Vielleicht dachte es, dass alles gut wird. Nur wir wissen, dass dem nicht so war. Für den Betrachter wird das Bild dadurch noch trauriger.

Warum schauen wir uns eigentlich Bilder an? Grundsätzlich betrachten wir Fotografien, weil sie schön sind und uns Freude bereiten, weil wir mit ihnen positive Erinnerungen verbinden: Fotos von Weihnachten, dem Urlaub oder der besten Freundin. Die Fotografien, über die ich gesprochen habe, sind all dies nicht. Sie sind nicht positiv. Sie zeigen Menschen, die gleich in den Tod gehen werden, dem Tod geweiht sind. Es fühlt sich falsch an, diese Bilder zu betrachten. Dennoch ist es notwendig, nicht wegzusehen. Sie geben uns einen Einblick in die Lebensrealität der Häftlinge in Auschwitz. Sie ermöglichen uns, Empathie zu entwickeln. Wir werden niemals nachvollziehen können, wie sich die Opfer gefühlt haben, aber wir können uns Gedanken über das Geschehene machen. Setzen wir uns mit den Bildern auseinander, werden sie ein Teil unserer Erinnerung. Sie helfen uns, nicht zu vergessen und vergessen sollten wir in der heutigen Zeit nicht.

*Lea Tittelbach ist Schülerin der Leonardo Da Vinci Gesamtschule Wolfsburg und besucht dort den 10. Jahrgang.*

- 1 Hédi Fried, Fragen die mir zum Holocaust gestellt werden. Köln 2020, S. 44.
- 2 Georges Didi-Huberman, Bilder trotz allem. München 2007, S. 39.
- 3 Ebd., S. 41.
- 4 Filip Müller, Sonderbehandlung. Meine Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz. Darmstadt 2022, S. 15.
- 5 Hier und im Folgenden Tal Bruttman/Stefan Hördler/Christoph Kreutzmüller, Die fotografische Inszenierung des Verbrechens. Ein Album aus Auschwitz. Bonn 2020, S. 54f.



Gedenkstätte Auschwitz, Foto: Aleksandar Nedelkovski

## In Auschwitz

VON SOEY MARIE EKARIUS

Auschwitz, ein Name, der uns heute an eines der grausamsten Kapitel des 20. Jahrhunderts und die unvorstellbaren Verbrechen des Holocaust erinnert. An diesem Ort mussten schätzungsweise 1,3 Million Menschen leiden. Nur knapp 200.000 von ihnen überlebten dieses Martyrium. Bis heute noch dient uns Auschwitz als Mahnmal für das Unvorstellbare und steht synonym für den Mord an den europäischen Juden und allen Verfolgten der NS-Diktatur.

Doch nicht nur in Auschwitz wurden Menschen ihrer Würde beraubt und systematisch ermordet. Es gab noch fünf weitere Vernichtungslager. Diese befanden sich ebenfalls alle auf dem Gebiet des heutigen Polens. Es gab noch Kulmhof, auch Chełmno genannt, Bełżec, Sobibor, Treblinka und Majdanek. Diese Lager existierten aus einem einzigen Grund: Leben zu vernichten. Niemand sollte diese Orte lebend verlassen.

Ich sah die Gleise, die zur sogenannten Rampe führten, und einen Güterzugwaggon, in dem die Menschen deportiert worden sind. Der Überlebende Josef Debreczeni schreibt über die Geschehnisse in den Zügen, dass „das der Moment war, in dem uns zum ersten Mal unsere aufrechte Haltung genommen wurde“.<sup>1</sup> Ich konnte die Laufwege der Menschen auf denselben Wegen von damals nachvollziehen.

Ich sah die Überreste von zwei gesprengten Krematorien und Gaskammern; die Baracken, in denen die Wertgegenstände der Menschen gelagert wurden; die ehemaligen Wohnbaracken; das

Haus, in dem die Menschen, in der zynischen Sprache der Täter, „desinfiziert“ worden sind; die Kläranlagen von Auschwitz und heutige Gedenktafeln in verschiedenen Sprachen, die an das Leid und den Tod der vielen Menschen erinnern.

Bevor wir im Oktober 2024 als Gruppe nach Auschwitz gefahren sind, brachten einige von uns etwas Vorwissen mit. Wir wussten, was dort geschehen ist, wie viele Menschen dort gestorben sind und dass dies ein Ort des Gedenkens ist. Ebenfalls wussten wir, dass es nicht leicht wird, den Tag dort zu verbringen und uns noch näher mit Auschwitz und seiner Geschichte auseinanderzusetzen. Vor meinem Besuch in Auschwitz kamen mir viele Fragen in den Sinn. Wird es ein Gefühl von Trauer? Wird es ein beengendes oder bedrückendes Gefühl? Wie ist die Atmosphäre an einem solchen Ort? Wie kann ich dieser Gedenkstätte meinen Respekt entgegenbringen? Doch die für mich wichtigsten Fragen waren: „Wie werde ich mich nach diesem Besuch fühlen?“ und „Wie gehe ich damit um?“ So ähnlich sahen die Fragen in meinem Kopf auch vor meinem Besuch in Bergen-Belsen im Februar 2024 aus. Vor diesem Besuch habe ich mich allerdings noch nicht intensiv mit der Geschichte des Holocausts beschäftigt. Mir war dennoch bewusst, dass diese Besuche nicht einfach werden würden.

Nun kamen wir also in Auschwitz an. Das Gefühl war bedrückend, traurig und erkenntnisreich zugleich. Wir besuchten

zuerst Auschwitz-Birkenau. Dort betraten wir das Gelände durch das große bekannte Tor und folgten dann den Bahnschienen. Wir schauten uns die Gedenktafeln, die gesprengten Krematorien, die Baracken und die sogenannte Desinfizierungsstation an. Dort wurde uns erst das Ausmaß und die Größe dieses Lagers bewusst. Dies war das damalige Vernichtungslager, das Lager, in dem die meisten Menschen ermordet worden sind. Daraufhin fuhren wir zum Hauptlager. Auf dem langen Weg vom Parkplatz zum Lager begann ich, wieder nachzudenken. Dieselben Gedanken wie vor Auschwitz-Birkenau. Nun betraten wir durch das Tor mit dem Schriftzug „Arbeit macht frei“ das Hauptlager. Die Atmosphäre dort war ganz anders, noch viel beengender als in Auschwitz-Birkenau zuvor. Wir schauten uns die verschiedenen Ausstellungen an und von Gebäude zu Gebäude wurde es ruhiger, wir wurden ruhiger. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde mir das extrem grausame Ausmaß von Auschwitz eindeutig klar. Immer und immer mehr Fragen stauten sich in meinem Kopf. Nach all den Ausstellungen gelangten wir zur Gaskammer. Das Gefühl, diese Gaskammer zu betreten, war schrecklich. All die Kratzer an den Wänden und das Leiden der Menschen, was einem dort so nah vor Augen trat. In dieser Kammer herrsche absolute Ruhe. Niemand sprach oder atmete laut, einfach nur Ruhe.

Nach dieser Exkursion blieb mir besonders eine bestimmte Frage tief im Kopf: „Wie konnten

Menschen wie wir, anderen Menschen, wie wir, so etwas antun?“ Es wird sich mir niemals erschließen und vielleicht nicht nur mir. Es ist aber wichtig, dass wir verstehen, dass dieses System der Vernichtung von Menschen erdacht und ausgeführt worden sind. Der Mensch ist zu so etwas fähig. Der Leiter des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, Piotr Cywinski, sagt, dass uns „Auschwitz viel näher ist, als es scheint“.<sup>2</sup> Leider hat er vermutlich recht.

Bevor ich beide Orte besucht habe, hatte ich mich noch nicht intensiv mit diesem Thema auseinandergesetzt. Gedenkstätten können so viel leisten, zu so vielen Gedanken verhelfen und einem das Unvorstellbare näher bringen. Betrachten wir die aktuellen politischen Entwicklungen in Deutschland, Europa und in vielen anderen Ländern. Man könnte denken, dass viele Menschen heute der Meinung sind, Geschichte solle sich wiederholen. Vor allem jungen Menschen sind so geschichtsvergessen oder verstehen einfach nicht, wohin dieser Weg führen kann. In Auschwitz und anderen Gedenkstätten können wir das sehen.

*Soey Marie Ekarius ist Schülerin der Leonardo Da Vinci Gesamtschule Wolfsburg und besucht dort den 10. Jahrgang.*

- 1 József Debreczeni, Kaltes Krematorium. Bericht aus dem Land namens Auschwitz. Frankfurt am Main 2024, S. 17.
- 2 Piotr Cywiński, „Auschwitz ist viel näher, als es scheint“, in: Süddeutsche Zeitung vom 2. Januar 2025.

# Vernichtung als gemeinschaftliches Werk

VON LUCY HARTWIG UND SOPHIE DÜVEL



Gedenkstätte Auschwitz, Foto: Aleksandar Nedelkovski

„ICH HABE MIR GEDANKEN GEMACHT, DASS EIN VERNICHTUNGSLAGER SO ETWAS WIE EIN FABRIKMÄSSIGER BETRIEB WAR, SO WIE ANDERSWO, WO EINER DIE SCHRAUBEN REINDREHT UND EIN ANDERER DEN KOTFLÜGEL HERANBRINGT. DAS AUTO IST DANN IHR GEMEINSCHAFTLICHES WERK, SO WIE DIE MENSCHLICHE ASCHES DAS GEMEINSAME WERK DER SS-LEUTE WAR.“<sup>1</sup>

Mit diesen Worten berichtete Thomas Walther im Dezember 2024 in einem Artikel der *taz* von einem Erkenntnismoment, den er während seiner Arbeit als Ermittler bei der *Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen* hatte. Diese gemeinschaftliche Einrichtung aller Landesjustizverwaltungen der Bundesrepublik mit Sitz in Ludwigsburg wurde 1958 gegründet und beschäftigte sich in ihrer Anfangszeit insbesondere mit den Verbrechen der NS-Zeit im Ausland. Wenige Jahre später, 1964, wurde ihre Zuständigkeit auf das Inland erweitert.

Thomas Walter, von Haus aus Rechtsanwalt, blickte 2006 im Alter von 63 Jahren seiner Pensionierung entgegen, entschied sich dann aber spontan dazu, sich umzuorientieren. Auf der Suche nach einer neuen Herausforderung stieß er auf eine Jobausschreibung als Ermittler bei der *Zentralen Stelle*. Er bewarb sich erfolgreich und wurde im September 2006 eingestellt.

Walther war sich sicher, die letzten noch lebenden NS-Verbrecher aufspüren und vor Gericht bringen zu können, doch machte ihm der Behördenleiter schnell klar, dass es so einfach nicht sei, müsse doch jedem Täter

die unmittelbare Tatbeteiligung nachgewiesen werden. Diese Anforderung geht auf eine in dem Jahr 1969 verhandelte Revisionsverhandlung des ersten Frankfurter Auschwitz-Prozesses von 1963 bis 1965 zurück, bei der der Bundesgerichtshof entschieden hatte, dass für eine Verurteilung wegen Beihilfe zum Mord die bloße Tätigkeit in einem der Konzentrationslager nicht ausreichte. Walther erzählt, er habe das seinerzeit nicht verstanden; die Verantwortung für die Vernichtung von Millionen Menschenleben in den Vernichtungs- und Konzentrationslagern sei nicht nur einzelnen Tätern zuzuschreiben. Jeder, der in einem Konzentrationslager tätig gewesen sei, so seine Meinung, habe zu dem gemeinschaftlichen Werk, der Massentötung, beigetragen.

Das Jahr 2009 markiert dann aber den Beginn der Spätphase der juristischen Aufarbeitung der NS-Verbrecher – und Thomas Walther war daran maßgeblich mitbeteiligt. Walther war bestrebt, bereits schon lange in den Aktenordnern der *Zentralen Stelle* in Ludwigsburg verstaubende Fälle wiederaufzunehmen. Er begann mit der Arbeit am Fall John Demjanjuk. Der Ukrainer war 1942 während des Krieges von den Deutschen gefangen genom-

men worden und hatte sich infolgedessen als „Hilfswilliger“ von der SS ausbilden lassen. Nach Abschluss seiner Ausbildung wurde er im Vernichtungslager Sobibor eingesetzt. Dort wurden zwischen 1942 und 1943 weit mehr als 200.000 Jüdinnen und Juden ermordet.

Thomas Blatt wurde im Alter von 15 Jahren, zusammen mit seiner Familie, nach Sobibor deportiert, wo er bis zu seiner erfolgreichen Flucht sechs Monate lang als Schuhputzer des Oberscharführers eingesetzt worden ist. Seine Familie aber wurde unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern Sobibors ermordet. Der im jüdischen Shtetl Izbica in Polen aufgewachsene Blatt beteiligte sich im Oktober 1943 am Aufstand von Sobibor, bei dem etwa 600 Aufständischen zunächst die Flucht gelang. Er überlebte als einer von nur 47. Blatt war einer der Zeugen, die im Prozess gegen Demjanjuk aussagten. An Demjanjuk selbst konnte er sich allerdings nicht erinnern, dafür waren zu viele Wachmannschaftssoldaten und vor allem auch Trawniki, wie die ukrainischen Wachmänner genannt wurden, in Sobibor. Er berichtete dennoch von den Leiden im Todeslager und der systematischen Tötung in den Gaskammern, die

die Anklage im Prozess gegen Demjanjuk als wichtige Aussage heranzog.

Obleich Demjanjuk keine unmittelbare Tatbeteiligung nachgewiesen werden, ihm keine einzelnen Todesfälle angehängt oder Zeugen etwaige Taten bestätigen konnten, legte Thomas Walther am 11. November 2008 seinen umfangreichen Ermittlungsbericht gegen Demjanjuk auf den Tisch der Münchener Staatsanwaltschaft. Damit brach Walther das Eis; tatsächlich erhob die Staatsanwaltschaft Anklage gegen Demjanjuk und das Landgericht München ließ die Anklage zu, wobei es sich dabei vom erwähnten Rechtsspruch löste, der im Rahmen der Frankfurter Auschwitz-Prozesse gefällt worden war.

Im nun anlaufenden Demjanjuk-Prozess trat schließlich auch Walther selbst als Zeuge auf. Er brachte dabei seine Überzeugung zum Ausdruck, dass nicht nur die Spitzen der SS für die Gräueltaten der Nationalsozialisten verantwortlich gemacht werden könnten. Es bedürfe nicht konkreter einzelner Fälle oder Zeugenberichte, um Täter für die Beihilfe zum Mord zu verurteilen.

Im Jahr 2011 wurde der damals 91-jährige Demjanjuk durch das Landgericht München zu fünf Jahren Haft verurteilt. Das Urteil wurde jedoch nicht rechtskräftig, da der Angeklagte während des laufenden Revisionsverfahrens vor dem Bundesgerichtshof verstarb. Dieser bestätigte jedoch die Abweichung von der ursprünglichen Rechtsprechung aus den 1960er Jahren, die da-

mals im Fall von Oskar Gröning, dem sogenannten Buchhalter von Auschwitz, erfolgte – und zwar nicht nur für reine Vernichtungslager, sondern auch für Konzentrationslager. Jener juristische Wandel gilt als Grundlage für alle nachfolgenden Prozesse, in denen nationalsozialistische Verbrechen aufgearbeitet wurden.

Im Dezember 2022 wurde das bislang letzte Urteil in einem Prozess gegen NS-Täterinnen und Täter gesprochen, bei dem die *Zentrale Stelle* die Ermittlungen eingeleitet hatte. Angeklagt war die damals 91-jährige Irmgard Furchner. Sie war von 1943 bis 1945 die Sekretärin des Lagerkommandanten des Konzentrationslagers Stutthof. Die Verteidigung argumentierte, sie sei als einfache Sekretärin nicht mit den Wachleuten eines solchen Lagers vergleichbar. Dieser Argumentation folgte das Gericht jedoch nicht. Durch ihre enge Zusammenarbeit mit dem Lagerkommandanten habe sie sehr wohl von den dort begangenen Grausamkeiten gewusst. So tippete sie unter anderem Listen mit den Namen der nach Auschwitz zu deportierenden Häftlinge ab und transkribierte die Befehle des Kommandanten.

Rentnerinnen und Rentner zu verurteilen, die die gegen sie ausgesprochenen Haftstrafen oftmals gar nicht mehr oder nur verkürzt antreten oder allein in Pflegeanstalten absitzen mussten, hatte wohl auch und vor allem den Zweck, ein Zeichen zu setzen. So sind die jüngsten NS-Verfahren auch als Wegweiser unserer Er-

innerungskultur zu deuten. Die auch vor Gericht geleistete Aufarbeitung macht die Rolle der und des Einzelnen in der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie deutlich – und zeigt, zu welchen Taten „ganz normale Männer“, so der Buchtitel der berühmten Studie Christopher Brownings, fähig waren. Mit den gefällten Urteilen macht unser Rechtssystem klar: Mord verjährt nicht, Schuld ebenso wenig.

Auch für die noch lebenden Opfer des nationalsozialistischen Regimes sind die Prozesse von großer Bedeutung. Nachdem jahrzehntelang Ermittlungen ausgeblieben sind oder nicht zu Verfahren führten, sehen sie nun, dass ihr erlittenes Leid nicht in Vergessenheit geraten ist und nicht ohne Strafe bleiben soll.

Die beiden aufgeführten Prozesse aus der Spätphase zeigen vor allem auf, was in den ersten Prozessen der Nachkriegszeit nur selten stattgefunden hatte: Nun wurden nicht mehr allein die Spitzen der SS angeklagt und verurteilt. Der Fokus lag nun vor allem auf Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, unter anderem auch den sogenannten „Schreibtischtätern“ wie Irmgard Fechner, die als vermeintlich kleine Zahnräder in der Lager-Maschinerie den mörderischen Vernichtungsprozess aufrechterhielten.

Ungefähr 77 Jahre vor dem bislang letzten NS-Prozess wurde in Lüneburg der erste seiner Art eröffnet. Vor dem britischen Militärgerichtshof mussten sich damals die Kommandanten, Aufseher und Aufseherinnen des Konzentrationslagers Bergen-Belsen ihren Taten stellen. Von den mindestens 480 Mitarbeitern wurden damals allerdings lediglich 45 angeklagt. Die Anklage lautete dabei jedoch nicht Mord oder Beihilfe zum Mord, sondern Kriegsverbrechen, Verletzung von Kriegsgesetzen und Miss-handlungen mit Todesfolge.

Bei den ersten „Belsen-Trials“ mangelte es, wie bei den jüngsten Prozessen, nicht an Zeugen. Die Justiz stieß dennoch an ihre Grenzen, war doch die Vorbereitung der Anklage zu eilig verlaufen. Keiner der noch flüchtigen SS-Leute wurde gesucht, gefasst und angeklagt, obwohl Häftlinge unmittelbar nach der Befreiung des Lagers eine Namensliste zusammengestellt hatten. Nachdem die Anklage zunächst die kollektive Mitverantwortung und Mitschuld als ausreichenden Strafgrund akzeptiert hatte, bemühte sie sich dann doch, einzelnen Angeklagten individuelle Straftaten nachzuweisen. Allerdings gelang es der Verteidigung, Zeugen im Kreuzverhör in Widersprüche zu verwickeln; auch konnten diese Täter mitunter nicht einwandfrei identifizieren. Und wie sollte das auch bei genauerer Klärung einzelner Tathergänge immer möglich sein?

„An welchem Tag der Woche war das? Weiß ich nicht. Und welche Zeit? Weiß ich auch nicht. Dann ist man schon kein starker Zeuge mehr“, äußerte sich Anita Lasker-Wallfisch,<sup>2</sup> die 1945 im Zeugenstand des Bergen-Bel-

sen-Prozesses saß. Sie stammte aus einer jüdischen Familie, die in Polen lebte. Gemeinsam mit ihrer Schwester Renate wurde sie 1943 bei ihrem Versuch, aus Polen zu fliehen, festgenommen. Die Schwestern wurden damals zu getrennten Haftstrafen verurteilt, Ende 1943 jedoch beide nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo sie sich durch einen Zufall wiedertrafen. Als das KZ Auschwitz-Birkenau aufgrund des raschen Vorstoßes der *Roten Armee* evakuiert wurde, wurden Anita und ihre Schwester Renate im Herbst 1944 nach Bergen-Belsen deportiert.

Nach qualvollen Monaten im Konzentrationslager Bergen-Belsen erfolgte am 15. April 1945 die Befreiung durch die Briten. Die damals 19-jährige Anita berichtet einen Tag später in einem Radiobeitrag der britischen BBC über die katastrophalen Zustände im KZ: „In Bergen-Belsen gibt es keinen Kamin. Hier haben die Leute gehungert. Hier war Typhus, hier war Schmutz, Läuse, keine Hygiene, keine Ambulanz, keine Medikamente.“<sup>3</sup>

Am 17. November 1945 wurden die Urteile in den „Bergen-Trials“ gesprochen. Elf Mitglieder des ehemaligen Lagerpersonals wurden zum Tode verurteilt, da man ihnen schwere und tödliche Gewalttaten nachweisen konnte, 15 dagegen wurden freigesprochen, weil dies für sie nicht möglich war. Die 19 verhängten Freiheitsstrafen reichten von einem bis 15 Jahre, jedoch mussten allein zwei der Verurteilten ihre Haft bis zum Ende absitzen.

Der genannte Prozess gegen Irmgard Furchner wird vermutlich der letzte bleiben.

Aus juristischer Sicht mag die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen abgeschlossen sein. Angesichts der aktuellen besorgniserregenden gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen wird deutlich, dass die stetige Aufarbeitung wichtig ist, und sie mit dem Abschluss der juristischen Prozesse gegen Verbrecher der NS-Zeit nicht endet.

*Sophie Düvel ist Schülerin des Gymnasiums Fallersleben und besucht dort den 11. Jahrgang. Lucy Hartwig absolviert zurzeit ein Freiwilliges Soziales Jahr (Politik) im Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation.*

- 1 Klaus Hillenbrand, „NS-Gerichtsprozesse. Ein Leben für etwas Gerechtigkeit. Rechtsanwalt Thomas Walther hat viele alte Nazi-Verbrecher vor Gericht gebracht. Eine Bilanz der NS-Prozesse der vergangenen Jahre“, in: taz vom 29. Dezember 2024, online abrufbar unter <https://taz.de/NS-Gerichtsprozesse/l6052889/> [11.2.2025].
- 2 „Belsen-Prozess 1945: ‚Ein Lehrstück an Demokratie‘“, in: NDR vom 17. November 2020, online abrufbar unter <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Belsen-Prozess-1945-Todesstrafen-Haftstrafen-Freisprueche,bergenbelsen171.html> [11.2.2025].
- 3 „Radioansprache von Anita Lasker nach ihrer Befreiung aus Bergen-Belsen“, in: SWR Kultur vom 4. Oktober 2024, online abrufbar unter <https://www.swr.de/swrkultur/wissen/archivradio/befreiung-bergen-belsen-april-1945-radioansprache-anita-lasker-104.html> [12.2.2025].



Gedenkstätte Bergen-Belsen, Foto: Jennifer Benzler

## Lehren Tote leben?

VON SELINA PINNEKER

„Lehren Tote Leben?“ Eine Frage, die Ihnen zunächst paradox und zudem alles andere als leicht zu beantworten erscheinen kann. Denn was meint es, wenn jene, die nicht mehr aktiv handeln, fühlen oder sprechen können, uns etwas lehren? Die Frage, ob Tote uns etwas lehren, ist nicht nur eine, die sich an die Vergangenheit richtet, sondern auch eine solche an uns im 21. Jahrhundert: Sind wir bereit den Geschichten der Betroffenen und der Opfer zuzuhören und aus unserer Vergangenheit zu lernen?

Ist es uns möglich, aus dem unermesslichen Leid der Vergangenheit Hoffnung und Verantwortung für die Zukunft zu schöpfen? Können die Schrecken des Nationalsozialismus, die systematische Vernichtung von Millionen von Menschen uns dazu anleiten, unsere Gesellschaft gerechter, menschlicher und bewusster zu gestalten? Die Antwort auf diese Fragen, so denke ich, finden wir in den individuellen Schicksalen der Menschen, die diesem unvorstellbaren Unrecht zum Opfer gefallen sind. Ihre Namen und Geschichten stehen für die Grausamkeit, die ihnen widerfahren ist, aber auch für die Verantwortung, die uns daraus erwächst.

Izsak Mitberger Abraham, Frans Absterski, Bela Adelberg, Anna Balog, Marija Banovic, Józef Dabrowski, Rosalie Dambrowska, Paul Globenko, Frida

Granek. Es sind dies die Namen nur weniger Menschen, die mit so unfassbar vielen weiteren Opfern der rassistischen und menschenverachtenden Ideologie der Nationalsozialisten geworden sind. Sie wurden systematisch ausgebeutet, unterdrückt, entmenslicht und ermordet. Doch haben uns diese Menschen ihre persönliche Geschichte hinterlassen. Heute tragen wir die Verantwortung, diese Geschichten lebendig zu halten und dafür zu sorgen, dass ein solches Unrecht nie wieder geschieht.

Es gibt zahlreiche Wege, uns mit dem Vergangenen auseinanderzusetzen, um daraus unsere eigenen Erkenntnisse zu fassen und Stellung zu beziehen. Fotografien sind dafür ein wichtiges Mittel. Denn jede Fotografie erzählt eine Geschichte. Fotografien können als Beweise dienen, Zeugnis geben, Informationen vermitteln. Sie sind Anklage, Belehrung und Warnung zugleich. Auf diese Weise bilden sie eine Brücke zwischen den Generationen und helfen uns, unser Zusammenleben bewusster zu gestalten. Gleichzeitig erfordert das Betrachten von Fotografien eine tiefe und komplexe Auseinandersetzung sowie eine sorgfältige Einordnung derselben in ihren historischen Kontext. Dies ist notwendig, um zu verstehen, woran die Bilder erinnern und um sie kritisch und differenziert betrachten zu können.

Daher ist es unumgänglich, ihre ursprüngliche Funktion zu hinterfragen, den Grund zu ermitteln, warum sie einst aufgenommen worden sind. Wir müssen uns dabei fragen: „Welchen historischen Zusammenhang hatten sie bei ihrer Entstehung?“, „Was ist wirklich auf ihnen zu sehen?“, „Aus wessen Perspektive wurden die Aufnahmen gemacht?“ und „Wann, wo und von wem wurden die Fotos aufgenommen und publiziert?“

Propagandafotos der Nationalsozialisten dienten nicht einer neutralen Dokumentation, sondern wurden gezielt eingesetzt, um eine einseitige, verzerrte Realität zu schaffen. Ihr Ziel war es, Angst zu schüren, Feindbilder zu schaffen und Menschen zu entmenslichen. Diese Bilder wurden in den Händen der Nationalsozialisten zu Werkzeugen der Manipulation; sie wurden geschaffen, um Hass, Zerstörung und Gewalt zu rechtfertigen.

Wenn wir diesen Fotografien heute begegnen, müssen wir uns die Frage stellen: „Lehren Tote leben?“ Die Antwort liegt in der Botschaft der Fotografien, die sie uns hinterlassen. Sie lehren uns Unrecht zu erkennen, kritisch zu bleiben. Sie fordern uns auf, uns nicht von Manipulationen oder Vorurteilen beeinflussen und leiten zu lassen. Besonders in der heutigen Zeit, einer Zeit überwältigender, visueller Medienpräsenz. Genau daher müssen



Ausgestellte Fotografie im Rahmen der der selbstorganisierten Gedenkveranstaltung am 24. Januar 2025 Foto: Aleksandar Nedelkopovski

wir lernen, genauer hinzusehen, zu hinterfragen und uns nicht täuschen zu lassen.

Doch nicht alle Fotografien aus der NS-Zeit dienten der Propaganda. Sie dokumentierten nicht nur eine verzerrte Realität oder manipulierte Darstellungen, sondern geben auch Zeugnis von Widerstand und Menschlichkeit – Lichter inmitten der Dunkelheit.

So auch die Aufnahmen von Henryk Ross, eines polnisch-israelischen Fotografen, eines Überlebenden der Shoah, der unter Lebensgefahr heimlich tausende Bilder im Ghetto Litzmannstadt (Łódź) aufgenommen hatte. Diese Fotografien waren nicht nur ein Akt des Widerstands, sie waren auch Beweismittel für die an den Juden begangenen Verbrechen. Wie Erinnerungen sind auch Fotografien auf eine besondere Art flüchtig. Ihre Lesart kann sich ändern, je nachdem, wem sie gehören und in welchen Kontext sie gesetzt werden. Zugleich sind Fotografien ein Beweis dafür, dass ein Moment in der Zeit tatsächlich geschehen ist. Das Fotografieren in den Ghettos war ein riskanter und verzweifelter Versuch, Beweise für die dort herrschenden unmenschlichen Zustände zu sichern.

„Lehren Tote leben?“ – Auch die Fotografien von Henryk Ross, die von der Entschlossenheit und dem Widerstand der Juden zeugen, lehren und fordern uns, Verantwortung zu übernehmen. Indem sie uns mahnen, Unrecht als ein solches zu erkennen und aktiv dagegen einzustehen. Diese Menschen, die Hass, Antisemitismus, Gewalt und Unterdrückung erfahren haben und systematisch ermordet wurden, sind damals aktiv geworden. Sie haben sich aktiv bewusst gegen das NS-Re-

gime gestellt. Und sie haben den dafür notwendigen Mut und die Stärke aufgebracht. Das müssen wir für uns heute nutzen. Es liegt an uns, diesen Mut und diese Stärke aufzubringen, uns klar zu positionieren und Stellung zu beziehen, um Rassismus und Ausgrenzung in unserer Gesellschaft und auch unserer gemeinsamen Zukunft keinen Raum zu geben.

Eine weitere Art von Fotografien aus der Zeit des Nationalsozialismus sind jene Bilder und Fotoalben derjenigen, die durch die Nationalsozialisten ermordet worden sind. Wenn wir uns mit ihnen beschäftigen, geben wir den Opfern der NS-Gewalt ihre Geschichte und ihre Gesichter zurück. Denn sie sind weit mehr als Opfer – sie waren Menschen, die ein Leben gelebt haben. Ihre Fotografien und Erinnerungsalben machen unmissverständlich klar, dass hinter den Zahlen der Getöteten einzelne Menschen standen – Menschen mit Träumen, Familien und Leben, die gewaltsam und grausam beendet wurden.

So auch die Familie von Edith Schlomann. Eine jüdische Familie, die in den frühen Jahren des Nationalsozialismus in Swinemünde lebte. Im vergangenen Jahr wurde im Schöneberg Museum das Familienalbum der Familie Schlomann ausgestellt. Darin finden sich unter anderem Bilder zweier junger Frauen in einer herzlichen und innigen Umarmung am Sandstrand. Eine Kleinfamilie in den Dünen, am und im Wasser. Die Fotografien dokumentieren einen unbeschwerten Urlaub an der Ostsee. Doch die dazugehörigen Jahreszahlen werfen Fragen auf, sind die Fotografien doch auf den Sommer 1937 und Pfingsten 1938 datiert. Sie zeigen jedoch keine treuen „Volksgenossen“,

sondern Menschen, die das Deutsche Reich auszutreiben und zu vernichten beabsichtigte: Jüdinnen und Juden. Die Bilder zeigen demnach auch eine Wirklichkeit, jene Wirklichkeit, die sich die Familie Schlomann bis zum Novemberpogrom 1938 selbst schuf.

Auch diese Menschen wollten leben und glücklich sein. Sie wollten ihre Träume verwirklichen und sich an die schönen Tage in ihrem Leben erinnern – beispielsweise mittels dieses Fotoalbums. Die Fotografien sind nicht nur Momentaufnahmen, sondern stille Zeugnisse des Lebens, das trotz der bereits sichtbaren Bedrohung und erfahrenen Ausgrenzung nicht aufgegeben wurde. Sie erzählen von Hoffnung und Mut, von einer Familie und einem Leben, dass sich nicht unterkriegen ließ. Es sind Zeugnisse des Lebens inmitten der sich ankündigenden Vernichtung. Diese Fotografien machen deutlich: Der Wille zum Leben ist stärker als alles andere, selbst unter den schwierigsten Bedingungen. Sie zeigen aber auch, dass die Opfer der NS-Verbrechen keine bloßen Namen oder Statistiken sind, sondern Individuen mit persönlichen Geschichten, Hoffnungen und Bindungen. Sie führen uns ebenfalls vor Augen, wie schnell Normalität und Frieden durch Hass, Ausgrenzung und Verfolgung zerstört werden können.

Und so fordern auch sie uns auf, uns die Frage zu stellen: „Lehren Tote leben?“ Die Fotografien, die von ihnen geblieben sind, lehren uns, einfühlsam zu sein. Wir müssen bereit sein, zuzuhören und zu handeln. Denn Gleichgültigkeit ist bereits der erste Schritt zum Unrecht. Denn Freiheit und Gerechtigkeit sind nie selbstverständlich. Die Foto-

grafien mahnen uns, hinter die Oberfläche zu blicken und das auf ihnen sichtbare Leben zu würdigen, das inmitten von Bedrohung und Ausgrenzung gelebt wurde. Wir müssen begreifen, dass die Erinnerung an das NS-Unrecht nicht erstarren darf. Wir dürfen die Toten nicht nur betrauern. Wir müssen ihre Geschichten als Warnung, als Mahnung und als Auftrag verstehen.

Fotografien sind ein Schlüssel zur Vergangenheit, zur Gegenwart und zur Zukunft. Sie zeigen uns die Bruchlinien der Geschichte und machen deutlich, wie schnell Menschlichkeit verdrängt werden kann, wenn Gleichgültigkeit oder Hass die Oberhand gewinnen. Sie erinnern uns daran, dass die Verantwortung, die uns aus der Vergangenheit erwächst, uns alle betrifft. Diese Fotografien lehren uns, wachsam zu bleiben – gegenüber Vorurteilen, Ausgrenzung und Ungerechtigkeit. Sie fordern uns auf, nicht nur zu beobachten, sondern aktiv gegen Unrecht einzutreten, wo auch immer wir uns mit ihm konfrontiert sehen. Sie fordern auf, sich die Frage zu stellen: „Lehren Tote leben?“

Doch die Antwort auf diese Frage ist alles andere als einfach. Sie liegt nicht allein bei den Opfern und ihren Geschichten, nein, sie liegt bei uns allen. Denn Gedenken ist kein einmaliger Akt – es ist eine Haltung, es ist eine Verpflichtung.

Ich bin davon überzeugt, dass es auch zukünftig eine Verantwortung bleibt. Eine Verantwortung, die Vergangenheit nicht ruhen zu lassen, sondern sie lebendig zu halten – durch unsere Worte, unsere Handlungen und unser eigenes Erinnern. Es ist diese Verantwortung, die uns heute hier zusammenbringt. Denn die

Vergangenheit ist nicht abgeschlossen. Sie lebt in uns, in den Entscheidungen, die wir heute treffen, in der Welt, die wir morgen gestalten. Deshalb frage ich nun Sie: „Lehren Tote leben?“

*Selina Pinneker ist Schülerin des Phoenix Gymnasiums Wolfsburg und besucht dort den 11. Jahrgang.*

#### DAS ARCHIV

HERAUSGEBER  
 Institut für Zeitgeschichte und  
 Stadtpräsentation  
 der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG  
 Anita Placenti-Grau

REDAKTION  
 Dr. Alexander Kraus  
 Aleksandar Nedelkovski  
 Anita Placenti-Grau  
 Daniel Nieswand

BILDREDAKTION  
 Katja Steiner

ANSCHRIFT  
 Stadt Wolfsburg,  
 Institut für Zeitgeschichte und  
 Stadtpräsentation,  
 Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg,  
 Tel. (05361) 27 57 30,  
 Fax. 27 57 57,  
 E-Mail: [izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de](mailto:izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de)  
[www.wolfsburg.de/izs](http://www.wolfsburg.de/izs)

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500  
 ISSN 2367-4431